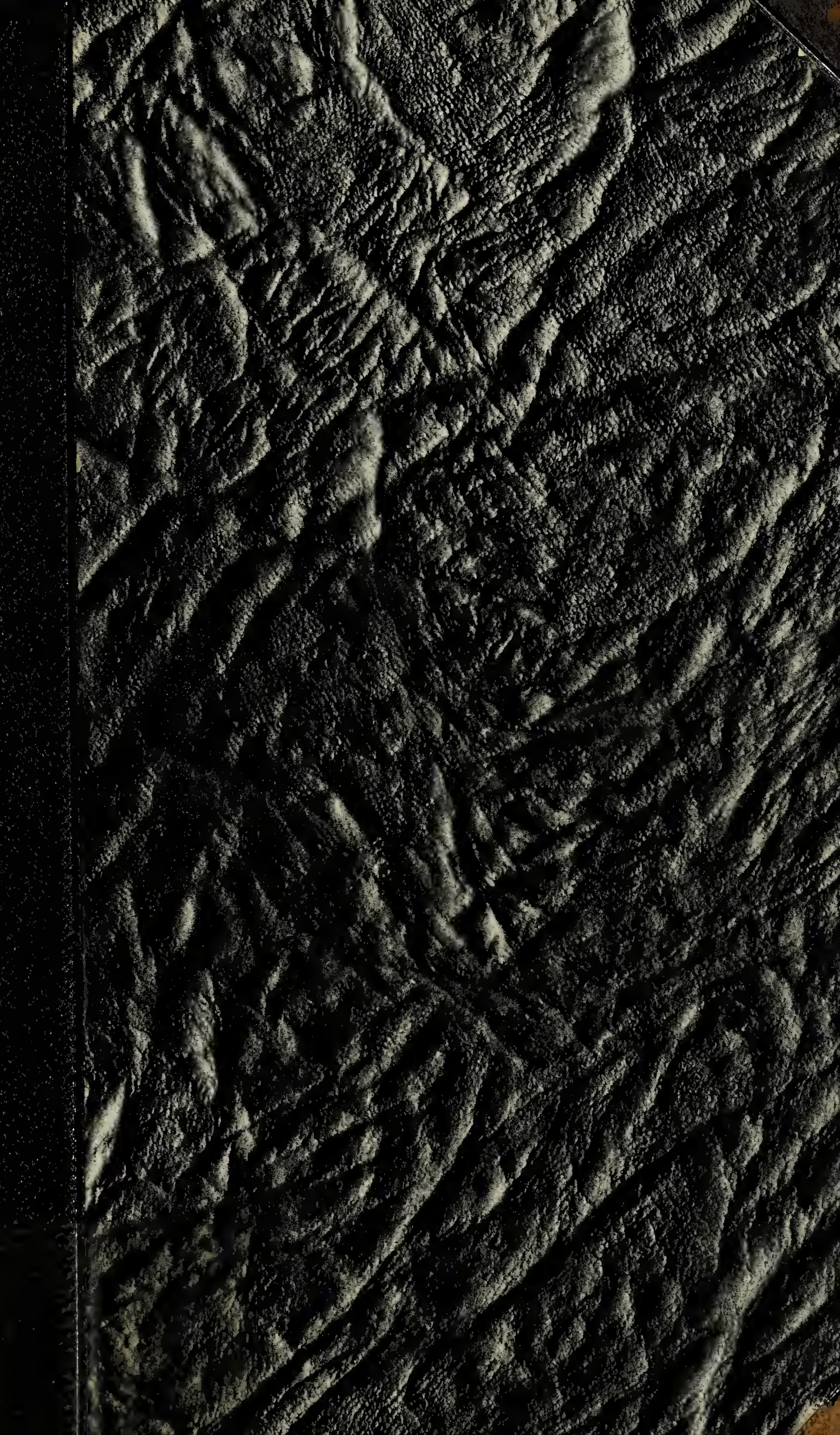


3.25.14.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BT 10 .F87 v.1:2

F ur Gottes Wort und Luthers
Lehr

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/furgotteswortund19unse

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher, herausgegeben von Lic. theol. Dr. phil. **Johann Rump**, Pfarrer in Bremen-Seehausen.

Reihe I. Heft 9.

Der Sieg des Erhöhten

in der Geschichte der Heidenmission.

Von

Pfarrer Reinhold Gareis,

Königl. Kreisschulinspektor zu Buch, Bez. Potsdam.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1908.

Inhalt.

Seite

1. Sein ist der Plan und die Vorbereitung des heiligen Krieges . . 8
2. Sein ist die Bildung der Armeen 19
3. Sein ist die Führung 43
4. Sein ist der Sieg 59

Wir leben mitten in einer großartigen Völkerbewegung, die zum Teil schon den Charakter einer Völkerwanderung angenommen hat. Die gelbe Rasse hat angefangen, auszuschwärmen: China hat schon lange in aller Stille die Inseln von Niederländisch Indien und die der Südsee besetzt, und in Nordamerika sind die bezopften Söhne des Reichs der Mitte zwar ungern gesehene, aber nicht mehr zu verdrängende Gäste. Japan ist nicht zurückgeblieben. „Mein Vaterland muß größer sein", so heißt es bei diesem kleinen, aber höchst energischen, am Ruhm erstarkten Inselvolk. In Kalifornien allein leben z. B. 50 000 Japaner! Haben doch alle lebenskräftigen Völker das Streben, sich über die Grenzen des Vaterlandes auszubreiten. Und hinter den sich ausbreitenden Völkern stehen ihre Religionen und ihre eigenartigen Kulturen — und diese sind weit entfernt, sich widerstandslos zurückdrängen zu lassen. Wir stehen mitten in dem Kampf der Weltreligionen, und zwar handelt es sich dabei wesentlich um den Buddhismus, den Islam und das Christentum, weil sie nicht bloß die größte Anhängerzahl haben, sondern weil sie den Trieb zur Ausbreitung in sich tragen. Hat das Christentum zu befürchten, daß ihm von einer der beiden „anderen Weltreligionen" der Rang abgelaufen werde?

Man hatte erwartet, daß nach dem russisch-japanischen Kriege, durch die Verbindung zwischen chinesischem und japanischem Buddhismus diese Religion eine neue Blütezeit erleben werde, doch gestehen buddhistische Fachblätter selber die Ohnmacht des Buddhismus ein, dessen Sendboten in den Lazaretten und auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges, gegenüber den freiwilligen

christlichen Pflegern, eine traurige und lächerliche Rolle spielten. Und wenn wir bei uns in Deutschland in vielen Großstädten buddhistische Gemeinschaften und eine ganze buddhistische Literatur haben, so ist die Befürchtung, daß der Buddhismus bei uns dem Christentum gefährlich werden könnte, ebenso töricht wie die Definition, die der Philosoph Schopenhauer vom Christentum gegeben hat, verkehrt ist: „Das Christentum ist nur ein Abglanz indischen, will sagen: buddhistischen Urlichts von den Pyramiden Ägyptens, welches aber leider auf jüdischen Boden fiel."

Der Islam, die jüngste der drei Weltreligionen, zeigt einen wahren Missionsfanatismus. Es gibt in Ländern, die unter christlicher Herrschaft stehen, heute 161 Millionen Mohammedaner. Unter nichtchristlicher Herrschaft stehen weitere 34 Millionen, und unter mohammedanischer Herrschaft 38 Millionen. Und wenn auch die Zahl: 233 Millionen zu hoch gegriffen ist, und es vielleicht nur 210 sind, so ändert das nichts an der Tatsache, daß der Islam ganz gewaltige Propaganda macht. Einige Beispiele: Vor zwei Menschenaltern wußten die Negerstaaten der Guinea-Küste (Westafrika) kaum etwas vom Islam, heute haben die mohammedanischen Hausa, die auf dem friedlichen Wege des Handels dem Halbmond vorarbeiten, bereits in Togo die Küste erreicht, und im Hinterland von Kamerun hat die deutsche Kolonial-Regierung von 1898 bis 1902 bereits schwere Kämpfe mit mächtigen und kriegerischen Fulbe-Sultanaten gehabt, staatlichen Neubildungen, bei deren Entstehen die Ausbreitung des Islam mit Feuer und Schwert eine Rolle gespielt hat. In Ostafrika war bis auf den schmalen Küstenstreifen, mit dem die Araber seit alters her Handelsverbindungen unterhielten, kaum etwas von mohammedanischem Einfluß zu merken. Da begann von Sansibar her die langsame aber stetige Invasion des Arabertums. 1820 wurde Tabora gegründet, 20 Jahre später waren die Handelsstraßen bis an die großen Seen gelangt. Die Sklavenkriege und der Sklavenhandel wurden zum Fluch Afrikas, bis letzterer endlich unterdrückt und eine deutsche Kolonie geschaffen

wurde. Seitdem tritt der Araber zurück, aber sein Erbe haben die Suaheli angetreten, das an der Küste entstandene Mischvolk, welches überall als Vorläufer des Islam auftritt. Fast die ganze nördliche Hälfte Afrikas hat, seit dem 7. Jahrhundert schon, wo dem Islam die Länder am Mittelmeer zufielen, die mohammedanische Sturmflut überschwemmt. Vorder-Asien ist mohammedanisch, in Indien übertrifft der Islam mit seinen 62 Millionen Anhängern die Zahl der dortigen Christen um das 20fache, in China steht er dem Christentum mit demselben Zahlenverhältnis gegenüber . . . .

Wie groß die Zahl der Anhänger des Buddhismus eigentlich ist, läßt sich überhaupt nicht mit Sicherheit feststellen, und die Angaben über die Zahl der Mohammedaner schwanken, wie wir sahen; aber eins ist zweifellos: unter allen Religionen der Erde nimmt heut das Christentum den ersten Platz ein, und mehr als ein Drittel der Menschheit hat sich ihm angeschlossen. Und das andre ist ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger: die christlich gewordene Menschheit stellt der nichtchristlich gebliebenen gegenüber eine höhere Entwicklungsstufe dar. Also nach Quantität und nach Qualität nimmt unter allen Religionen der Erde das Christentum die erste Stelle ein.[1])

Wie ist die christliche Religion auf diesen ersten Platz gekommen? Darauf antworten wir: das ist das Werk des erhöhten Heilandes, und ihn ihn laß tun und walten, er ist ein weiser Fürst. Er wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst. Selig sind schon die Augen, die da sehen, was wir sehen, aber die Augen unsrer Nachkommen werden noch Größeres sehen, denn es kann nicht Ruhe werden, bis Jesu Liebe siegt und dieser Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt! Die Religion Jesu Christi rangiert überhaupt gar nicht unter die „andern Weltreligionen“,

---

[1]) Warneck, Allg. Miss. Zeitschrift.

es ist gar nicht eine unter mehreren, es ist die eine wahre, die Offenbarung des lebendigen Gottes in seinem einigen Sohne voller Gnade und Wahrheit!

Gehen wir den Fußstapfen Jesu Christi nach in seinem Gang durch die Völker, studieren wir die Geschichte seines großen heiligen Krieges! Wir werden dabei folgende 4 Kapitel behandeln:

1. Sein ist der Plan und die Vorbereitung des heiligen Krieges.
2. Sein ist die Bildung der Armeen.
3. Sein ist die Führung.
4. Sein ist der Sieg.

1. Sein ist der Plan und die Vorbereitung des heiligen Krieges.

„Und wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen" Ev. Joh. 12, 32. „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur" Mark. 16, 15. „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und sie halten lehret alles, was ich euch befohlen habe" Matth. 28, 19—20. „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker; und dann wird das Ende kommen" Matth. 24, 14.

Dieser Gedanke einer Weltreligion, wie ihn Jesus ausspricht, war für die Welt ein ganz neuer. An die systematische absichtliche Ausbreitung irgend einer Religionsform, um sie zur alleinherrschenden zu machen, hatte noch niemand gedacht. Alexander der Große hat hellenische Kultur auf die Völker Asiens übertragen, und in seinen Fußstapfen wandelten die Seleukiden, welche in den Gebieten ihrer Herrschaft auch eine gewisse religiöse Gleichartigkeit herzustellen suchten. Der olympische Zeus sollte das Symbol dieser griechischen Kultur sein. Aber wenn Antiochus, mit der Waffe und den Marterwerkzeugen in der Hand, diesen Griechengott den Juden aufzudrängen suchte, so war er nicht der Meinung, den Jehova der Juden verdrängen zu wollen, ihm hätten sie ja daneben auch noch dienen können! Und als die orientalischen Völker von Rom überwunden wurden, sahen sie ihre Götter siegreich in Rom einziehen: friedlich versammelten sich die Statuen

und Bilder all dieser fremden Volksgötter um den römischen Staatsgott, den kapitolinischen Jupiter, der zwar an ihrer Spitze thronte, aber es keinem Bürger verdachte, wenn er sich, nach pflichtschuldiger Ehrenbezeugung gegen Jupiter, einen Gott aus der Menge auswählte, den er am liebsten verehrte. Nun, diese verschiedenen Götterkulte konnten wohl dem Aberglauben Nahrung bieten, aber nicht die Herzen befriedigen und die Gemüter beherrschen. Diese innerlich hohle Weltreligion war der Bankerott aller Religion. Und die Philosophie konnte sie nicht ersetzen in ihrem Streben, das rechte Einheitsband für die Menschheit zu werden. So nahe manche Aussprüche der Philosophen Worten des Herrn oder der Apostel kommen, nicht einmal über diejenigen besaßen sie eine wirkliche Macht, welche sie mit Pathos verkündigten![1])

Nur in einer einzigen Religion war die wahrhafte Weltreligion, dem Kerne nach, schon enthalten, nämlich in Israels Religion, der Offenbarung des Alten Bundes. Aber die Weltreligion, in der Israel seinen Gott als Schöpfer Himmels und der Erde erkannte und bekannte, war noch in die Form einer nationalen Religion gekleidet. Nur verheißungsmäßig erst war Israel das Licht der Heiden, und hätte es diesen hohen Beruf nicht hinter dem Panzer nationaler Abgeschlossenheit verborgen gehabt, es wäre dieses Kleinods rasch verlustig gegangen. So trägt Israel einen Beruf in sich, den es vielfach gar nicht versteht, dessen es sich vielfach weigert. Aber seit es mit dem Exil auf den Schauplatz der großen Geschichte tritt und in den Kampf der großen Weltmächte hineingezogen wird, muß es seines Weltberufs inne werden und sich für denselben entscheiden, oder untergehen. Hell wie nie zuvor bezeugen es jetzt seine Propheten: „es ist mir ein Geringes, daß du mein Knecht bist, spricht der Herr, ich habe dich auch zum Licht unter die Heiden gemacht, daß

---

[1]) Warneck a. a. O.

du seist mein Heil bis an der Welt Enden." Aber auch dann noch, als Israel mit diesem Bewußtsein aus dem Exil zurückgekehrt war, trug es den Weltmissionsberuf nur als Weissagung an sich. Die Synagogen, in denen die nicht mitheimgekehrten Volksgenossen Jehova anbeteten, in Alexandrien, Antiochien, Ephesus, Rom und allen bedeutenderen Städten der gebildeten Welt, begannen tatsächlich die Missionstätigkeit Israels, an sie schlossen sich Proselytengemeinden an. Aber Proselyten sind eben Fremdlinge, zum Gottesvolk können sie nie gehören. Religion und Volk gehört immer noch eng zusammen, und diese Verbindung bleibt das Hindernis für die eigentliche Mission. Das Licht der Heiden kann doch erst der Messias sein, der eigentliche „Knecht Gottes" des Jesaias. Professor Delitzsch, mein unvergeßlicher Lehrer in Leipzig, brauchte immer zwei Bilder, um uns den Begriff des Knechtes Gottes bei Jesaias und das Verhältnis zwischen der Missionstätigkeit Israels und der der Jünger Jesu klar zu machen. Erstes Bild: eine Pyramide, die durch eine zur Grundfläche parallele Fläche geteilt ist. Grundfläche: Israel ist der Knecht Gottes. Mittelfläche: das „Israel nach dem Geist", „der heilige Rest" ist der Knecht Gottes. Spitze: der Messias ist der Knecht Gottes. Soll heißen: immer deutlicher spitzt sich für Jesaias der Begriff des „Knechtes Gottes" zu. Zweites Bild: Leuchttürme vor den Einfahrten in die Heimatshäfen. Weithin strahlt ihr Licht und lockt die Fahrzeuge an draußen auf dem weiten Meer. Keinem wird die Einfahrt und der Hafenschutz verwehrt, der sich locken und leiten läßt. Das sind Israel und die Proselyten. Aber aus der Stadt auf dem Berge, die weithin leuchtet, ziehen die Bürger aus als Lichter der Welt und holen heim aus der Finsternis und dem Todesschattental, was sich retten lassen will von und zu dem einigen Licht der Welt, Jesu Christo!

Der Missionsbefehl des Herrn „gehet hin" lag in der Tat über alles Denken der alten Welt hinaus. Vorbereitet war er: negativ durch das Bedürfnis nach einer die Völker des

römischen Weltreichs zusammenfassenden Geistesmacht, positiv in der Gottesoffenbarung an Israel. Aber ohne Christum und ohne Christi ausdrücklichen Befehl wäre es nie zu einer, zu der Weltreligion gekommen.

Die Worte, welche Christus dem Missionsbefehl Matth. 28, 19 vorausschickt und nachfolgen läßt, deuten in einer, jedem Christen verständlichen Weise an, daß Christus selbst mit seiner lebendigen Persönlichkeit hinter der im Gehorsam gegen diesen Befehl geforderten Arbeit steht. Und so leicht kann man sich dem Gewicht dieser Tatsache nicht entziehen. Wirkte doch William Careys Hinweis darauf in der Baptistenpredigerversammlung Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Northampton wie ein Donnerschlag: „Also der Verheißung wollen wir uns getrösten: „siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", aber von der Verpflichtung wollen wir uns nicht getroffen fühlen: „gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern"?" Damals entstand die große englische Baptisten-Missions-Gesellschaft.

Aber auch aus andern Stellen geht aufs deutlichste hervor, wie Jesus der Erhöhte es ist, dessen Werk die Weltmission ist. „Die erste Rede habe ich zwar getan, l. Theophilus," so fängt St. Lukas die Apostelgeschichte an, „von alledem, was Jesus anfing zu tun und zu lehren." Ist demnach Lukas Meinung, daß seine erste Rede, das Evangelium, den Anfang der Tätigkeit Jesu berichtet, so müssen wir unmittelbar folgern, daß er sagen will: „und meine zweite Rede, eben die Apostelgeschichte, will nicht nur erzählen, was sich der Zeitfolge nach, nachdem Jesus gen Himmel gefahren war, weiterhin zugetragen hat, sondern auch nach der Himmelfahrt bleibt Jesus der Handelnde, wenn auch Menschen zunächst in den Vordergrund treten. Gründung und Ausbreitung des Reiches ist beides das Werk des Meisters. Daß diese Auffassung von den Anfangsworten der Apostelgeschichte richtig ist, geht aus der ganzen Tendenz des Geschichtsschreibers im Verlauf der folgenden Geschichtserzählung hervor. Überall tritt wieder und

wieder zutage, wie Lukas jeden Fortschritt in der Ausbreitung des Reiches Gottes auf ein Eingreifen des Herrn Jesu zurückführt, bald unmittelbar, bald mehr vermittelt.

Ich muß darauf verzichten, hier noch die andern Stellen anzuführen, in denen Jesus oder seine Apostel bezeugen, daß er es ist, der die andern Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, kennt und selbst herführen will und muß, — ich komme z. T. noch darauf zu sprechen, bei der Abwehr derer, welche leugnen, daß die Mission das Werk des Erhöhten ist.

Diese Leugnung ist jetzt modern. „Was ist modern?“ Diese Frage wirft Julius Werner in einem Vortrage auf, und er beantwortet sie so: „Mehrere Momente geben diesem Wort seinen heutigen Sinn. Integrierend ist das Moment des Widerspruchs gegen das Alte und Herkömmliche. Gott wird entthront, der Geist geleugnet, opferbereite Hingabe des Lebens um des Glaubens willen gilt als lächerlich. Der Begriff der Sünde fällt weg, an Stelle des Gewissens tritt die Rücksicht auf die Nerven. Früher war der Unglaube ein Höhenfeuer, heute ist er ein Weltbrand. Ungläubige Äußerungen flogen einst wie Schneebälle gelegentlich hin und her, heute sind sie zur Lawine angewachsen. Jesus ist nach der Darlegung der Modernen ein bloßer Mensch gewesen. Was er kann, kann eben ein Mensch auch ohne ihn 2c.“

Eine ganze Reihe von Gegnern sind in unsern Tagen aufgetreten, welche mit aller Entschiedenheit dem Missionswerk Christi Urheberschaft abstreiten. Aus manchen spricht blinder, fanatischer Haß gegen die Mission, aus anderen die Tendenz, das Christusbild in das selbstgezimmerte Prokrustesbett hineinzuzwingen, er darf eben als bloßer Mensch nicht den Gedanken der Weltmission gehabt haben, wieder aus anderen eine merkwürdige Unklarheit.

Am blindesten wütet die „Koloniale Zeitschrift“, die in einer ihrer Nummern die Mission unter „die Plagen“ rechnet und sie mit Schwarzwasserfieber und Heuschreckenplage in eine Reihe stellt.

Aber sie werde schon dafür sorgen, daß ihren Quellen, aus denen sie von den einfältigen Leuten die vielen Gelder für ihren Betrieb bezieht, das Wasser abgegraben werde. Ähnlich lassen sich viele „Weltenbummler“ in ihren Reiseerinnerungen vernehmen, in denen sie sich natürlich als sachverständige Beurteiler und Augenzeugen hinstellen, ähnlich viele „große Jäger“ in den Schilderungen ihrer Jagdabenteuer in den Tropen. Woher die Wut, ist vielfach sehr leicht zu erkennen: die christlichen Samoanerinnen gehen nicht mehr nackt, und die christlichen Afrikanerinnen sind züchtig, die Missionare aber sind für diese „Herren-Menschen“ ein beständiger Hemmschuh, daß sie sich nicht ausleben können, wie sie wollen. Anders geartet ist der Haß eines A. Bonus gegen die Heidenmission, der in der Zeitschrift „Deutschland“ die Anklage erhebt, daß die heutige Mission „statt die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden von innen her fortzubilden, dasselbe tun, was die berühmten Apostel der Deutschen getan haben, als sie unsre heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andre gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns noch heute nicht gelungen ist“. Auch weiß er überhaupt nur von einer einzigen Aussage Jesu über die Heidenmission, nämlich Matth. 23, 15: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet, und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn ihr seid!“ In ähnlicher Weise brechen eine Unzahl von Kolonialpolitikern, darunter sonst kluge und verdiente Männer, kurzerhand den Stab über all und jede Missionstätigkeit. Und wenn die einfältigen und kurzsichtigen Menschen, die da hinaussenden und sich hinaussenden lassen, auch die allerbeste Absicht haben, so erziehen sie doch bloß Heuchler und Schurken, unbotmäßige und unbrauchbare Menschen aus den Wilden.“ Alle christlichen Neger Nordamerikas z. B. seien ein Schaden für das Land.

Alle Gegner der Mission von der eben geschilderten Art sind empört über die ebenso lächerliche wie hassenswerte menschliche Schrulle, andern Leuten gerade die Religion aufdrängen zu wollen, die man selber hat. Ob der Stifter der christlichen Religion auch schon diese Absicht gehabt und seine Anhänger dazu angehalten hat oder nicht, kommt dabei im besonderen gar nicht in Frage, denn Christus ist eben ein Mensch; im ersten Falle ist er ebenso schrullenhaft wie die andern, im zweiten Falle aufgeklärter und vernünftiger als seine Anhänger.

Viel schlimmer aber ist es, wenn Professoren der Theologie in ihren Vorlesungen den zukünftigen Pastoren, die doch geborene Missionsagenten sein sollten, wissenschaftlich das Vorurteil einimpfen: Christus selbst steht gar nicht hinter dem Missionswerk. So Tschackert: „Jesus hat seine Predigt auf das jüdische Volk beschränkt, er hat selbst keinen Befehl zur Weltmission gegeben. Der Missionsbefehl ist erst bei Abfassung des Matthäusevangeliums dem Auferstandenen in den Mund gelegt. Aber der Geist Jesu Christi führte die Jünger zur Weltmission. Prinzipiell begründete die Heidenmission erst Paulus.“ Ähnlich Harnack in seinem Werk „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“: „Die Heidenmission kann nicht im Horizonte Jesu gelegen haben,“ „der Missionsbefehl ist aus den geschichtlichen Entwicklungen der Folgezeit einfach konstruiert worden.“ Und Weiß in seinem „Leben Jesu“: „In unsrer modernen Weise hat Jesus an eine Bestimmung seines Werkes für die Welt im allgemeinen nie gedacht, weil er dieselbe nur in der Form, wie sie die Schrift des Alten Testaments an die Hand gab, erfassen konnte. Erfüllte Israel seinen Beruf, so wurde es der Vermittler des Heils für alle Völker, erfüllte es ihn nicht, so kam das Heil ohne seine Vermittlung zu den Völkern. Sobald Israel reif geworden zum Gericht, stand der Herbeiführung der Vollendung nichts mehr im Wege, an der nun der Rest Israels, mit den inzwischen gewonnenen Jüngern aus der Heidenwelt

allein teinahm.“ Weiß unterscheidet allerdings streng zwischen dem noch nicht- und dem erhöhten Jesus. Daß der Erhöhte den ausdrücklichen Missionsbefehl gegeben hat, leugnet er nicht, wohl aber wendet er sich mit Entschiedenheit dagegen, daß die Worte des noch nicht Erhöhten, welche die weltumfassende Allgemeinheit der Offenbarungsreligion anbahnen, schon den Gedanken der Mission involvieren sollen. Es berührt einen eigentümlich, wenn Weiß sagt: „Man darf nicht vergessen, daß die Anschauung Jesu (!) und seiner Zeit von dem Umfang der Völkerwelt immerhin eine sehr andre war als die unsrige, so daß ein Paulus, über ein Jahrzehnt vor der Zerstörung Jerusalems bereits das Evangelium in der ganzen Welt als verkündigt ansah. Röm. 1, 8.“

Wir meinen für den unbefangenen Bibelleser — und weder der Missionsfeind von vornherein, noch der Professor, der das Christusbild in das von ihm hergerichtete Prokrustesbett zwingen will, koste es was es wolle, sind unbefangen — ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß Jesus allerdings an die ganze Welt, im absoluten und nicht im relativen Sinne gedacht hat, und zwar schon im Stande seiner Erniedrigung, wenn er allen, die an den erhöhten Menschensohn glauben werden, das ewige Leben verheißt (Ev. Joh. 3, 15). Warum nennt sich denn Jesus den Menschensohn? Doch wohl, weil er der messianische König eines menschheitlichen Universalreiches, weil er, wie der Retter, so auch der Richter der Menschheit ist. Die Aufnahmebedingungen in das Himmelreich, das Jesus predigt, sind ganz universalistisch, ohne jeden jüdisch-partikularistischen Zug, die geistlich Armen, die nach Gerechtigkeit Hungernden, die Kinder, die Mühseligen usw.; zur Rettung des Verlorenen ist Jesus gekommen, wo immer es sich finde, ob im Hause, ob in der Wüste oder in der Fremde. Sein Wirkungsfeld ist die Welt, Matth. 13, 38. Nach Luk. 12, 49 f. ist Jesus gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und er wünschte sehr, daß es schon brennte; zuvor aber muß er mit der Leidenstaufe getauft werden. Und vor seinem Richterstuhl

werden alle Völker versammelt werden (Matth. 25, 32.) Wie kann aber Jesus der Richter über alle Völker sein und von ihrem Verhalten gegen ihn ihr Urteil abhängig machen, wenn dem Gericht nicht eine Heilsanbietung als vorhergehend gedacht worden wäre? Die Mission liegt vor Jesu Augen als etwas, was in der Zukunft geschehen, und zwar ganz gewiß und mit seinem Wissen und Willen geschehen wird. Und so bereitet Jesus während seines Erdenlebens seine Jünger auf den Missionsbefehl vor und erzieht sie zum Verständnis desselben.

Wiederholt redet er von einem Kommen der Heiden und einer Gegenwart derselben im Himmelreich (Matth. 8, 11; Luk. 13, 29). Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern, heißt's Mark. 11, 17. Als Maria von Bethanien ihn gesalbt hat, bricht Jesus in die Worte aus: „Wahrlich, ich sage euch, wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat." Und das schon oben angeführte Herrenwort enthält schon den ganzen Plan der Heidenmission Matth. 24, 14: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen."

So erzog Jesus seine Jünger zum allmählichen Verständnis des Missionsbefehls, den er ihnen allerdings erst nach seinem Tode und Auferstehen, nach Vollendung seines Werkes geben konnte.[1])

Aber auch nachher noch ist's Jesus und er allein, der den Anstoß geben muß zur wirklichen Ausführung des Befehls. Nachdem die erste christliche Gemeinde am Pfingstfest die göttliche Ausrüstung und Begabung zum Missionsdienst empfangen hat, bleibt sie im Mittelpunkt, in Jerusalem versammelt und vergißt, daß Jesus Christus jenes kleine Wörtchen „bis" gebraucht hatte, „bleibet in Jerusalem, bis daß ihr angetan werdet mit Kraft aus

---

[1]) Warneck a. a. O.

der Höhe.“ So fern lag es der ersten Christengemeinde, von selbst ihr Missionswerk aufzunehmen, daß Gott die Gemeinde sozusagen wie durch einen Bombenschuß mittelst der Gewalt der Verfolgung auseinandersprengen und seine gläubig gewordenen Kinder in alle Gegenden Judäas, Samarias, Galiläas, Syriens, auf die Inseln der See und in ferne Länder zerstreuen mußte, ehe sie des Herrn Mission und Kommission an sie ganz verstanden. Die erste Ausbreitung des Evangeliums ist nicht eine freie Tat der Jünger gewesen. Der Kämmerer aus dem Mohrenlande und der Hauptmann Kornelius, sie empfingen das Evangelium auf Grund unmittelbarer Anweisung des Herrn. Der erste Heidenapostel wurde nicht von Menschen sondern unmittelbar vom Herrn berufen, und der Beginn seiner Missionsarbeit erfolgte nicht aus eigner Initiative, sondern auf ausdrückliche Anweisung durch den Geist des Herrn. Und auf den Missionsreisen tritt immer wieder klar hervor, wie, oft bis ins kleinste, der Apostel abhängig bleibt von den Weisungen und Führungen des Herrn.

Damit sind wir zu dem zweiten Gegenstand unserer Besprechung gekommen: Sein ist die Bildung der Armeen.

2.

Sein ist die Bildung der Armeen.

„Armeen“ sage ich. Und so muß man heute sagen. Vom 21. April bis 1. Mai 1900 tagte in New York die Weltmissionskonferenz. Dieselbe bestand aus 2800 Teilnehmern, welche mit 150 evangelischen Missionsgesellschaften oder Missionsvereinen in Verbindung standen. 360 Missionare waren anwesend und ca. 16000 Menschen strömten in New York täglich zusammen, um von den großen Taten Gottes zu hören. In 700 Kirchen sind Missionsansprachen gehalten worden, und Männer, die die höchsten Staatsämter in Amerika bekleideten, sind Konferenzmitglieder gewesen. Harrison, der ehemalige Präsident der U. S. war Vorsitzender der Konferenz. Ein Gleichnis aus der Begrüßungsrede Harrisons verdient bekannt zu werden. „Während unsrer Kämpfe mit den Südstaaten wurde lange im Busch marschiert und gefochten. Manchmal sah ein Kommandeur nur die Hälfte seines Regiments, während die Truppen, die ihn zur Linken und Rechten unterstützten, ganz im Verborgenen blieben. Eines Tages aber brach man aus dem Busch in offenes Gelände vor, und die ganze Armee wurde sichtbar. Auf allen Seiten erschienen die Truppenkörper, und über allen wehte dieselbe Fahne, welche die Armee zu einer Armee machte. Ein brausender Jubelruf ging durch die ganze Linie, jeder Kämpfer faßte seine Waffe fester und beschleunigte seinen Schritt. Was das offene Gelände für jene Armee tat, möge diese Weltkonferenz für die Kirche tun.“

In der Tat: jetzt sind's Armeen. Einst war's nur ein Stab, da die Mission auszog und „über den Jordan ging," ein „Generalstab" ohne Heere, jetzt sind es Heere geworden, die der Erhöhte gesammelt, damit sie seinen heiligen Krieg führen. Es stehen jetzt ungefähr 14000 Missionsarbeiter im Dienst von 160 evangelischen Missionsgesellschaften. Allein die größte englische, 1799 gegründete „Kirchen-Missionsgesellschaft" hat ein Heer von fast 1000 europäischen Missionsarbeitern. Diese Zahlen an sich wollen ja noch nicht viel sagen, aber um so bemerkenswerter oder vielmehr anbetenswerter ist dies, daß man sagen kann, alle diese Armeen hat der Heiland selbst gebildet. Er hat sich von Anfang an bis auf diesen Tag seine Leute, die er für brauchbar fand, für „seinen Felddienst" selbst berufen.

Immer geht der eigentlichen Berufung eine Vorbereitung in der Stille voraus, bis der Entschluß in dem Jünger oder der Jüngerin gereift ist: „Herr sende mich, wohin du willst, aber ich muß dir dienen unter den Heiden", immer besucht man bei Jesu selbst eine Missionsschule, mit der sich keine menschliche messen kann. „Folget mir nach, und ich will dafür sorgen, daß ihr Menschenfischer werdet", so hat Jesus (nach Markus) seinen Jüngern zugerufen. Und der Schlüssel zum Verständnis dieser Schule liegt in den Worten „folget mir nach!" Die einzige Regel in der Schulordnung lautet: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, bleibet in mir, so werdet ihr viele Frucht bringen." Und als der Heiland im hohenpriesterlichen Gebet noch einmal Herzen und Hände zu seinem Vater im Himmel erhebt, da betet er nicht, daß seine Jünger geschickte Missionare werden, nein, was er betet, ist: Erhalte sie in deinem Namen, laß sie eins sein, gleich wie wir; nimm sie nicht von der Welt, aber bewahre sie vor dem Bösen; heilige sie in deiner Wahrheit!

Alle, die der Heiland dann „ferne unter die Heiden gesendet hat", von der Apostelzeit an bis auf den heutigen Tag, sind vorher durch diese „privateste" Schule Jesu gegangen, sonst würden

sie sich auch gar nicht zu Missionaren eignen. Der Offiziersstand in der preußischen Armee kann mit Stolz darauf hinweisen, daß er einer von den wenigen Ständen ist, der sich so gut wie ganz von schlechten, unbrauchbaren Elementen rein gehalten hat, eventuell solche sofort wieder ausscheidet, wir aber können nicht mit Stolz, sondern mit Dank gegen den Erhöhten sagen, daß die Missionsarbeiter, die ihr Vaterland und ihre Freundschaft und ihr Vaterhaus aufgegeben haben, und meist doch ein Leben voller Entbehrungen und Selbstverleugnungen vor sich haben, draußen, fern von der Heimat, fast ohne Ausnahme sich als Hirten bewährt haben, das Herz erfüllt von der Liebe des Erzhirten, die alles glaubet, alles hoffet und alles duldet. Ein Missionar, der ohne die innere Berufung des Heilandes hinausgehen wollte, würde doch nicht aushalten. Die goldnen Berge, von denen selbst bei einem Missionarsleben die unverständige, blinde und argwöhnische Welt noch träumt, fehlen eben.

Der Herr wählt und beruft sich seine Missionare selbst. Die Apostelgeschichte ist davon die erste Urkunde, welche in aller Schlichtheit hierbei eine ergreifende Sprache redet. Wir schlagen das achte Kapitel auf. Der heilige Geist läßt sich herab, um einen geringen Evangelisten, den Philippus, zu einem geringen Wahrheitssucher, dem Kämmerer aus dem Mohrenlande zu geleiten, indem er dem Philippus befiehlt: „Gehe hin und mache dich bei diesen Wagen.“ Das neunte Kapitel: Der erhöhte Heiland erwählt einen Erzfeind und Verfolger seiner Gemeinde, den Saulus von Tarsen, der auf dem Wege nach Damaskus war, mit Vollmacht versehen, als der Hauptwidersacher der kleinen Gemeinde. Zu einem auserwählten Rüstzeug soll er werden, um die Herrlichkeit des Jesus-Namens ferne unter die Heiden zu tragen. Wir kommen zum zehnten Kapitel. Der Geist Jesu Christi zeigt dem Petrus das Linnentuch auf dem Söller, ein Sinnbild der Kirche, vom Himmel herabgelassen, um in seinen Falten alle Arten von Leuten aufzunehmen und mit der Zeit

wieder in den Himmel aufgenommen zu werden, dorthin wo Gott wohnt. Die national-religiösen Vorurteile Petri werden dreimal zurückgewiesen, es wird ihm gezeigt, daß er nicht verharren darf in der jüdischen Abschließung vergangener Jahre, er soll verstehen lernen, daß alles, worauf Gott seine Hand mit heiligender Kraft legt, rein ist. „Steh auf und geh mit diesen Männern und zweifle nicht; denn ich habe sie gesandt." Gleich am Anfang des 13. Kapitels lesen wir: „Es waren in der Gemeinde zu Antiochien Propheten und Lehrer . . ., als diese dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe." Und obgleich nun die Gemeinde sie aussonderte und aussandte, heißt es doch (V. 4): „und wie sie ausgesandt waren vom heiligen Geiste." Und endlich lesen wir im 14. Kapitel (V. 27), als sie zurückgekommen waren, erzählten sie alles das, „was Gott mit ihnen getan und wie er den Heiden die Tür des Glaubens aufgetan habe." Ebenso drücken sie sich aus in ihrem Bericht von der Jerusalemer Gemeinde, Kap. 15. Und die ganze Menge schwieg still und hörten zu den beiden, wie große Zeichen und Wunder Gott durch sie getan unter den Heiden. Überall steht der Mensch im Hintergrund und der Herr im Vordergrund.

Es ist nun allerdings eine sehr schwierige Aufgabe, aus der Geschichte der Heidenmission, während der neunzehn Jahrhunderte ihres Betriebes, Beispiele zu wählen für die Werbetätigkeit des Erhöhten. Man weiß eben nicht, wo anfangen und wo aufhören. Es ist so, als ob jemand die Sterne am nächtlichen Firmament zählen wollte. Wie bald erlahmt sein Blick und sein Geist, auch wenn er nur Sterne erster und zweiter Größe berücksichtigen will. Und wie oft ist es gerade im Missionarsleben der Fall, daß jemand, der vor Menschenaugen vielleicht nur ein Stern vierter oder fünfter Größe war, „leuchtet wie der Himmelsglanz" bei Gott, weil er viele zur Gerechtigkeit gewiesen, die nur Gott kennt. Die wichtige Kunst der Beschränkung wird also hier am

Platze sein. Darum, obgleich ich von dem Siege des Erhöhten in der Geschichte der Mission überhaupt handle, werde ich hier nur von evangelischen Missionaren reden.

Der Mann, der den Ruhm hat, der erste evangelische Missionar zu sein, ist John Eliot, „der Apostel der Indianer". Er war Pastor von Roxbury in Neu-England (jetzt eine Vorstadt von Boston). Noch ehe der oberste Gerichtshof von Massachusetts 1646 den Beschluß faßte, zwei von den Kirchenältesten erwählte Geistliche mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Indianern zu betrauen, hatte Eliot aus eigenstem persönlichen Antrieb den ersten Missionsversuch unter ihnen gemacht. Was das für ein „persönlicher Antrieb" war, das geht aus seinem Leben hervor, das er seitdem führte. Es war ein Leben, das der Bekehrung der Heiden gewidmet war, unter den größten Opfern und Beschwerden. Und auch aus den Missionsmitteln, deren er sich bei diesem Bekehrungswerk bediente, geht es hervor. Was ihn bewog, Indianer-Missionar zu werden war 1. „die Ehre Gotttes in der Bekehrung einiger dieser armen, trostlosen Seelen", 2. das herzliche Erbarmen mit und die brennende Liebe zu ihnen, als blinden und unwissenden Menschen und 3. das Pflichtgefühl, soviel an ihm liege, das durch den königlichen Charter verbürgte Versprechen zu erfüllen: das Neu-England-Volk solle Amerika kolonisieren, und zu dem Zweck auch das Evangelium den eingeborenen Heiden mitteilen. Mit dem größten Fleiß warf sich Eliot auf die Erlernung der schweren indianischen Sprache — es ist einem, als müsse man von vornherein alle Hoffnung, das Indianische zu erlernen, fahren lassen, wenn z. B. zwei so einfache Worte wie „unsre Liebe" im Indianischen heißen: „Nummadschekodtantamuhuganunonasch." Die Taufe, mit der er lange zögerte, machte er abhängig von wirklicher Sinnesänderung, und würde, wie sein alter Biograph sagt, eher sein Herzblut hingegeben haben, als daß er den Kelch des Herrn solchen gereicht hätte, die nicht die Merkmale eines Jüngers Christi an sich

trugen. Die gläubig Gewordenen sammelte er in wohlgeordnete Gemeinden, die er auch zivilisatorisch zu heben suchte. Daneben bemühte er sich, erprobte Indianer zu Gehilfen heranzuziehen. Neben aller unsäglichen Mühe und Arbeit hatte Eliot schwer unter der Feindschaft weißer und roter Leute zu leiden. Damit aber gerade, daß der Erhöhte ihm zeigte, wieviel er leiden müsse um Seines Namens willen, hat er diesem Leben das Siegel seiner Erwählung aufgedrückt.[1])

Der Erhöhte sammelt sich seine Armeen. Zur Armee gehören aber auch Offiziere und Generäle. Wenn ich nun aus der Dänisch-Halleschen und aus der Brüder-Mission Beispiele bringe von Missionaren mit dem Herzen des guten Hirten in der Brust, so würden doch die Bilder unvollständig werden ohne die Gestalten derer, die sie sendeten und ausrüsten halfen, König Friedrich IV. von Dänemark, August Hermann Francke und Graf Zinzendorf. Zwar Friedrich IV. kann nicht eigentlich zur „aktiven Armee" des Heilandes gerechnet werden, denn das hohe Lob der Frömmigkeit, das ihm von gewisser Seite gespendet worden ist, verdient er nicht, aber in der Tat ist er's doch gewesen, der den ersten tatkräftigen Missionsgedanken gehegt hat, und sein Hofprediger Lütkens, der in Berlin mit Spener zusammen gelebt, war nicht der Urheber, sondern nur ein Ausführer des königlichen Missionsgedankens. Friedrich IV. hatte in Ost- und Westindien, sowie an der Goldküste Kolonien, und seine Regentenpflicht gegen seine heidnischen Untertanen wird ihn auf seine Missionspläne gebracht haben. Die Umschau in Dänemark nach geeigneten Missionaren hatte keinen Erfolg, und so schrieb der Hofprediger Lütkens an zwei ihm befreundete Berliner Prediger, die zu den pietistischen Kreisen Berlins gehörten. Von diesen wurden als Missionskandidaten Ziegenbalg und Plütschau vorgeschlagen. Auf diese Weise wurde von Anfang an ein Band zwischen der König-

---

[1]) Warneck a. a. O.

lich dänischen Mission und dem deutschen Pietismus geknüpft . . . und diese Verbindung sicherte der Mission das Leben. Die eigentliche geistliche Leitung dieser Mission lag fortan in Deutschland, und zwar in Halle. Aug. Herm. Francke wurde der eigentliche Träger der Sache: Ziegenbalg und Plütschau waren Franckes geistliche Söhne. Sie sind nicht die einzigen geblieben, die von Halle nach Ostindien schwammen: es seien nur die Namen genannt: Gründler, Jordan, Schultz, Dal, Kistenmacher, Fabricius, Bosse, Pressier, Walther, Gericke und Schwartz. Der Waisenvater in Halle wurde auch der Vater der evangelischen Heidenmission. Wir brauchen es den Gegnern der Mission nicht zu glauben, daß die treue Fürsorge für die Elenden in der Heimat kein Geld und keine Zeit und keine Kraft übrig lasse für das Werk der Barmherzigkeit unter den Heiden. Der Erhöhte hatte eben den Waisenvater an „eine leitende Stelle in seiner Heidenmissions-Armee" berufen!

Anbetend aber steht man vor dem Lebensbild des ersten Dänisch-Halleschen Missionars: Barthol. Ziegenbalg, den der Heiland so deutlich erkennbar sich selbst zubereitet: wie die sterbende Mutter den Knaben auf den großen Schatz hinweist, den sie gesammelt; in der Bibel sei er zu finden, wo sie jedes Blatt mit ihren Tränen genetzt habe; wie er denn, mit Spener in Berlin und Francke in Halle bekannt geworden, den innigsten Wunsch fühlt, im Weinberg des Herrn das allergeringste Amt zu führen, und wie ihn dann, im Jahre 1705, als Vertreter des Ortspfarrers in Werder, ganz unerwartet die Anfrage trifft, ob er bereit sei, sich als Missionar im Dienst des dänischen Königs nach Westindien senden zu lassen. Er sagte zu. Es wurde nicht West- sondern Ostindien, und es wurde keine fröhliche und herrliche Weinbergsarbeit, sondern eine Kette von Widerwärtigkeiten und Geduldsproben, die sein in Trankebar wartete, bis er, als 33jähriger, gerade als die Missionsarbeit anfing sich zu entwickeln, in die Ewigkeit abgerufen wurde. Der Tadel des Mis-

sionskollegiums in Kopenhagen, das in übergeistlicher Weise seine praktische Missionsarbeit nicht verstand, hatte ihm den Todesstoß gegeben. Aber der Heiland, der Herr der Mission, hatte seinen Zweck mit Ziegenbalg erreicht: Ziegenbalg sollte ein Bahnbrecher für die Heidenmission werden: draußen in Indien und daheim. Ziegenbalgs Nachrichten über sein Wirken in Trankebar und eine Besuchsreise in der Heimat haben mehr als alles andere dazu gedient, die vielen Vorurteile gegen die Mission zu durchbrechen, und den Missionsgedanken dem evangelischen Deutschland vertraut zu machen.

Zu dem Waisenvater in Halle, A. H. Francke, schickten auch vornehme Familien ihre Söhne, damit sie in seinen Schulanstalten erzogen würden. So hat u. a. auch Graf Zinzendorf sechs Jahre lang das Pädagogium in Halle besucht. Schon als Zehnjähriger hatte er sich ein festes Ziel gesteckt. Er bekannte, „dem allein leben zu wollen, der für alle gestorben und auferstanden ist.“ Mit jugendlichen Gesinnungsgenossen gründete er in Halle den Senfkornorden, der sich statutengemäß die Bekehrung anderer Menschen, auch der Juden und Heiden angelegen sein lassen wollte. Dieser offne Sinn für die Not der Heiden war ein Erbsegen vom Vater der Heidenmission, A. H. Francke, in dessen Hause die jungen Leute täglich Gelegenheit hatten, Nachrichten aus dem Reich Christi zu hören. Namentlich machte dem jungen Grafen auch Ziegenbalgs Besuch in Halle tiefen Eindruck, wohin er 1715, nach achtjähriger Missionsarbeit mit einem Paar junger Malabaren kam. Die Brüdergemeine wurde begründet (1727), 1731 reiste der Graf nach Kopenhagen, um den Krönungsfeierlichkeiten bei der Thronbesteigung Christians VI. beizuwohnen. Dort lernten er und seine Begleiter einen westindischen Neger kennen, der Kammermohr bei einem dänischen Grafen war. Derselbe erzählte viel von der Not seiner Landsleute auf der Insel St. Thomas. Kaum nach Herrnhut zurückgekehrt, trug Zinzendorf die Sache der Brüdergemeine vor, und sofort faßten zwei

von den Brüdern, L. Dober und D. Nitschmann den Entschluß, nach Westindien zu gehen, auch wenn sie, wie der Kammermohr angedeutet hatte, Sklaven werden müßten, um mit dem Evangelium an die Negersklaven Westindiens heranzukommen! Im Dezember 1731 landeten die ersten beiden Glaubensboten auf St. Thomas.

Es war die Zeit „der ersten Liebe", wo der Heiland plötzlich in diesen Herzen das Feuer angezündet hatte, von dem er so gern die ganze Welt ergriffen sehen will, und ihm sei Dank, wenigstens in der Brüdergemeine ist es so geblieben. Man nennt es eine Stichprobe, wenn man, um über ein Buch, das man nicht ganz durchlesen kann, dennoch ein Urteil zu gewinnen, willkürlich bald hier bald da eine Seite aufschlägt und diese studiert. (Etwa da, wo ein Stich aufhört, den man mit einem Dolch durch die Blätter tut.) Ich mache jetzt eine Stichprobe bei den Brüdermissionaren, 51 von ihnen sind in der Mark Brandenburg geboren. Ich greife ganz willkürlich aus ihnen heraus: M. Warmow geb. 1818; K. W. Kramer geb. 1835; J. M. Böhlow geb. 1729; G. M. Lösche geb. 1750. Was finden wir bei ihnen als Grund und Veranlassung zu dem Entschluß, ihr Leben dem Missionsdienst zu widmen?

M. Warmow, Sohn eines kleinen Landwirts, erzählt, wie er als Knabe immer den Wunsch gehabt, früh zu sterben, um den Heiland nicht durch Sünde zu betrüben. Nach seiner Konfirmation nimmt ihn der Vater mit nach Niesky, um dort das Osterfest zu feiern. Das Leben dort macht ihm solchen Eindruck, daß er nicht ruht, bis er 1836 in Herrnhut Stellung findet. In Spandau, als Soldat, hat er einen Hauptmann, der in der Brüdergemeine erzogen worden ist, und einen Feldwebel, der in ihr bekannt ist. Nach Herrnhut zurückgekehrt, faßt er mit noch zwei Brüdern den Entschluß, den Eingeborenen Australiens das Evangelium zu bringen. Er erzählt, wie ihm in Spandau auf einsamen Posten der Heiland oft fühlbar nahe gewesen und ihm

den Gedanken ins Herz gegeben habe. Er ist dann nicht nach Australien, sondern nach Grönland gekommen. Von 1846—1883 ist er dann „im lieben Grönland", wie er selbst immer sagte, gewesen. Er war der treusten einer.

K. W. Kramer hat im Bruderhaus zu Ebersdorf fünf Jahre lang unentgeltlich das Schneiderhandwerk gelernt. Er war musikalisch und sang den ganzen Tag. Man hatte ein Auge auf den Jüngling und fragte ihn, ob er Lehrer werden wolle. So wurde er Lehrer an einer Knabenanstalt der Brüdergemeine. Da kam der Ruf einer australischen Missionsgesellschaft an das Missionsdepartement in Berthelsdorf, man möchte ihr Herrenhutische Missionare zur Aussendung in das Innere von Australien zur Verfügung stellen. Die Bitte wurde erfüllt. Das Los sollte entscheiden, welche vier unter den Brüdern zu gehen hätten. Kramer war unter den vieren. So hat Kramer dann lange Jahre unter einem aussterbenden Volke gearbeitet — die Entsagung und Selbstverleugnung, die dazu gehört, ist nur bei einem Christenmenschen zu finden, „der alles vermag durch den, der ihn mächtig macht" und der ihn hierher berufen hat.

J. M. Böhlow kam als Schuhmachergesell auf seiner Wanderschaft durch Polen und Brandenburg zu einem frommen Meister mit zehn frommen, meist separatistischen Gesellen, deren ganzes Wesen auf ihn einen tiefen Eindruck machte und sein Gewissen weckte. Ein Traum, in welchem ihm war, als ob der Heiland ihn vom Tode des Ertrinkens rette, erneuerte in ihm den Vorsatz, ein Kind Gottes zu werden. In Dresden fand er wieder einen frommen Meister. Hier ließ er sich nieder und verlor unter der Belagerung durch Friedrich den Großen sein ganzes Hab und Gut. Dann zog er mit seiner Frau nach Ebersdorf in die Brüdergemeine. Hier meldete er sich nach St. Thomas. Dort hat er bis zu seinem Ende im Segen als Diakon gewirkt.

Und endlich der Bauernsohn G. M. Lösche. Den hatte der Geist Gottes zuerst angerührt, als sein älterer Bruder nach

Haus kam, der in einem Dorfe bei Kottbus gedient hatte, wo erweckte Leute wohnten. Er sagte, wenn man verstehen wolle, was in der Bibel steht, müsse man sich erst von ganzem Herzen bekehren. Zunächst aber wollte G. M. Lösche noch die Welt sehen. In Magdeburg lernte er Leute aus der Brüdergemeine kennen. Darauf ging er in Barby bei einem Rademacher in die Lehre. Von hier aus besuchte er die Versammlungen der Brüdergemeine. Nach fünf Jahren wurde er in die Brüdergemeine aufgenommen, und 1783 ging er nach Suriname als Indianermissionar . . .

In Halle trat gegen die Wende des 19. Jahrhunderts an die Stelle des Pietismus der Rationalismus, und der Eifer für die Mission erlahmte, auch in der Brüdergemeine trat in derselben Zeit eine stillere Zeit ein, obgleich der alte Glaube geblieben war — da zündete plötzlich der Funke des Missionsfeuers in England: die baptistische, die Londoner und die Kirchenmissionsgesellschaft entstanden 1792, 1795 und 1799, und wieder schuf sich der erhöhte Heiland mit gewaltiger Hand seine Rüstzeuge.

Zu Hackleton in England fand sich vor wenigen Jahren noch in einem verfallenen Schuppen die alte Schusterbank, auf welcher im Jahre 1784 William Carey saß und Schuhe flickte. Wer war es, der ihn berief, der große Bahnbrecher in der Heidenmission Ende des 19. Jahrhunderts zu werden? War es die Kirche? Die Antwort gibt jene Konferenz der Baptistenprediger in Northampton, auf welcher Carey von der Pflicht der Christen sprach, den Heiden das Evangelium zu bringen. Da stand Dr. Ryland, einer der ältesten Prediger auf und donnerte ihm entgegen: „Junger Mensch setz dich! Wenn Gott die Heiden bekehren will, braucht er weder dich noch mich dazu.“ Wir denken an den Widerstand, dem Carey über ein Jahrzehnt allein mutig entgegentrat, an den Mangel einer gründlichen Ausbildung, an seine Armut, seine untergeordnete gesellschaftliche Stellung, wie er sich alle Bücher borgen mußte — und dennoch ist er 43 Jahre

lang in Indien Missionar gewesen und hat das Wichtigste selbst getan dabei, daß die Bibel in 40 Sprachen und Mundarten übersetzt wurde, wodurch 200 Millionen Menschen das Wort Gottes zugänglich gemacht wurde. Carey wäre der letzte gewesen, der an eine menschliche Wahl und Berufung zu einem so ungeheuren Werk gedacht hätte!

Und wem soll man die Palme reichen unter den Glaubensboten der Londoner Missionsgesellschaft: John Williams dem Apostel der Südsee, Ringeltaube, Pioniermissionar in Indien, van der Kemp, Erstling der Londoner Missionare im Kapland, Moffat dem Betschuanenmissionar, David Livingstone, dem Missionar, Forschungsreisenden und Menschenfreund, wie ihn seine Grabschrift nennt, Robert Morrison dem Bahnbrecher in China, Ellis in Madagaskar, Murray und Macfarlane in New-Guinea? Wahrlich Menschen haben Williams, den jungen Grobschmied nicht von London auf die Südsee-Inseln geschickt, damit er dort in 17 Jahren von Tahiti aus nach allen Richtungen hin 2000 englische Meilen weit Missionsreisen mache, um jeder Inselgruppe in diesem Umkreis das Evangelium zu bringen. Livingstone aber ist der König unter den Entdeckern des 19. Jahrhunderts, auch ein König, der in der Nachfolge seines Heilandes sich selbst opferte, um der Erlösung der Afrikaner die Wege zu bahnen. Man hat ihn in gewisser Hinsicht den größten Missionar seit den Tagen des Apostels Paulus genannt, diesen Afrikaforscher von Gottes Gnaden, den der Herr einst aus der Fabrik in der Nähe von Glasgow nahm. Aber „unter Leiden prägt der Meister in die Herzen, in die Geister sein allgültig Bildnis ein.“ Solange Livingstone lebte, hat er wenig Frucht von seiner Lebensarbeit gesehen, aber auf seinem Grabe sind Lebensbäume gewachsen. Der siegende Kampf gegen den Sklavenhandel, die Erschließung Innerafrikas und eine Fülle neuer innerafrikanischer Missionen sind Wirkungen Livingstones nach seinem Tode. Ist das nicht das Werk dessen, der von sich

gesagt: „wenn das Weizenkorn erstirbt, so bringt es viele Frucht?“ Und wer sandte Robert Morrison, den Leistenmacher, von Morpeth nach China? 1804 meldete er sich zum Dienst der Londoner Mission. Gott aber bat er, ihn in dasjenige Missionsfeld zu schicken, wo die Schwierigkeiten am größten, und nach menschlicher Berechnung unüberwindlich seien. Das ist schon eine Antwort auf die Frage, wer ihn sandte. Und die andere ist diese: als er sich nach China einschiffte, fragte man ihn spöttisch: „Sie wollen die Chinesen bekehren?“ Er sprach: „Nein, nicht ich; aber ich erwarte, daß Gott es will.“ Sein Leben und Wirken in China aber ging nach Pauli Grundsatz: ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Die chinesische Bibelübersetzung unter unendlichen Schwierigkeiten, Anfeindungen und Entbehrungen war sein Lebenswerk, während er nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit von nur zehn Getauften berichten konnte. Hier ist Geduld der Heiligen!

Auch die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ist reich an Männern, die der Herr sich zu seinen Werkzeugen erkor. Eins der erbaulichsten Beispiele ist Samuel Crowther, der Missionsbischof am Nigerstrom. Vom Negersklaven zum Doktor der Theologie und Bischof der englischen Hochkirche: wahrlich, ein einzigartiges Leben! Als Knabe in die Sklaverei geschleppt, dann befreit, zeichnete er sich unter den Schülern von Bathurst in Sierra Leone, wo für die befreiten Sklaven besondere Heimstätten geschaffen worden waren, in hervorragender Weise aus, so daß ihn Missionar Davey mit nach England nahm. Unendlich war sein Gesichtskreis erweitert, als er nach einigen Monaten zurückkehrte. Er wurde Lehrer, dann Seminarlehrer und endlich Dolmetscher bei einer Dampferexpedition zur Erforschung des Niger-Laufs. Hierbei zeichnete er sich wieder so aus, daß ihn die Kirchliche Missionsgesellschaft nach Islington ins Missionsseminar nahm und ihn, nach wohlbestandenem Examen, zum Geistlichen der englischen Kirche weihen ließ — als ersten aus den Völkern

Afrikas. Elf Jahre hat dann Crowther in seiner Heimat als Missionar wirken dürfen. Er hat die Bibel in die Yoruba-Sprache übersetzt. Auf seine inständige Bitte an die Königin Viktoria machten die Engländer in Lagos dem Sklavenhandel ein Ende, ihm ist die Gründung der ersten Missionsstationen am Niger zu verdanken infolge einer zweiten Niger-Dampferexpedition, an welcher er als Dolmetscher teilnahm. Als sich die Mission am Niger immer weiter ausdehnte, wurde Crowther zum Leiter und Bischof dieser Mission gewählt und im Jahre 1864 vom Erzbischof von Canterbury geweiht. 27 Jahre hat er dann, von Lagos und später von Bonny aus seines bischöflichen Amtes gewaltet.

Ich nenne als zweiten aus der Schar der Missionare der Kirchlichen Missionsgesellschaft Alexander Mackay, den Sohn eines Geistlichen der schottischen Freikirche. Nachdem der Jüngling in Edinburg als Ingenieur in einer großen Maschinenfabrik tätig gewesen war, kam er nach Berlin, um deutsche Sprache und Industrie kennen zu lernen. Hier fand er im Hause des Hofpredigers Baur Familienanschluß; als innerlich tief gegründeter frommer Mensch fühlte er sich unendlich wohl. Da kam der Brief Stanleys aus Uganda, der zur Mission daselbst aufforderte, nach London; am 11. Nov. 1874 veröffentlichte ihn eine englische Zeitung. Bald darauf stellte ein Ungenannter der Kirchlichen Missionsgesellschaft 100 000 M. für die neue Uganda-Mission zur Verfügung. Bald verfügte die Gesellschaft über ½ Million Mark und — über junge Leute, die bereit waren, sich hinaussenden zu lassen. Unter ihnen war Mackay. Am 25. April 1876 gingen sie zu acht nach Sansibar in See. Dann galt es von der Küste bis nach Uganda 240 km zu Fuß zurückzulegen. Nach zweijähriger mühseliger Wanderung sah man endlich den Spiegel des Viktoriasees blinken. Am 18. März 1882 wurden die ersten fünf Jünglinge getauft. Vier Jahre später starben 32 Christen auf dem Scheiterhaufen als Märtyrer. Mackays Kameraden verließen

das Land, er allein blieb zurück, bis ihn der König aus dem Lande wies. 1890 starb er am Fieber. Aber das Blut der Märtyrer zeigte sich auch in Uganda als der Same der Kirche — wie wir später noch sehen werden. Samuel Crowther erst Negersklave, dann Bischof; A. Mackay erst in vornehmer Stellung als Ingenieur in der Weltstadt, dann Zimmermann und Schriftsetzer und Drucker in der Einsamkeit Afrikas unter Menschen, die noch halb wilde Tiere waren — es sieht wunderseltsam aus mit den Wegen, die der Erhöhte die Seinen führt, seltsam und doch selig.

Und von John Horden, der im Jahre 1851 in Moose-Fort, an der südlichsten Ecke der Hudsonsbai anlangte, heißt es in seiner Lebensbeschreibung: „Nach dem Willen seines Vaters, eines Handwerkers in Exeter, war er erst Schmiedegesell geworden. Sobald er aber unabhängig war, war er dem Zuge seines Herzens gefolgt und hatte sich für den Missionsdienst in Indien angeboten. Da kam die Nachricht, daß sich Missionare von der Hudsonsbai zurückgezogen hätten; ob er nach Moose-Fort gehen wolle? Auf die telegraphische Anfrage sagten er und seine Braut zu. 42 Jahre lang hat dann Horden unter den Indianern und Eskimo gewirkt. „Das Leben ist zu kurz, um viel Zeit zu verwüsten", so lautet ein Ausspruch des unermüdlich fleißigen Mannes. Nach 13 Jahren nahm er den ersten Urlaub in die Heimat. Als das Bistum Moosonee gegründet wurde, wurde Horden Bischof. Als solcher hat er dann unermüdlich, unter den furchtbarsten Strapazen und Entbehrungen seinen Sprengel meist auf Hundeschlitten durchreist. Viermal im ganzen hat er nur Urlaub genommen. „Und wenn wir bis an den Nordpol gehen, so befinden wir uns doch noch in der Diözese Moosonee."

Es ist nun nicht möglich, in dem Rahmen dieses Büchleins, aus all den Missionsgesellschaften englischer und deutscher, holländischer und skandinavischer, französischer und sonst fremdländischer Zunge auch nur je einen Vertreter zu nennen, dessen

Berufung den Stempel Jesu Christi trägt. Wir greifen willkürlich nur noch einzelne heraus:

John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien war der Sohn eines hochgebildeten, hochangesehenen Rechtsgelehrten, Mitglied im geheimen Rat der Königin von England. Als junger Pfarrer hatte er, der hochbegabte Mann, eine glänzende Laufbahn vor sich. Durch den Vater mit London, ja mit ganz England verbunden, fähig und jederzeit in der Lage, sich an allen schönen Künsten und Wissenschaften zu ergötzen, umgeben von Menschen, die ihn liebten und verehrten, fühlt er nach einer Predigt Selwyns, des Bischofs von Neuseeland, daß er des Herrn Namen tragen muß vor den Heiden." Am 25. März 1855 kam der Abschied von den Seinen. Sein Vater konnte es nicht übers Herz bringen, ihn aus dem Hause gehen zu sehen, er saß derweil in seinem Stüblein über der Bibel, aber seitdem hat er keine Morgenandacht gehalten, ohne fürbittend des fernen Sohnes zu gedenken. Er hat ihn aber nicht wiedergesehen. Am 20. September 1871 starb Patteson auf der Insel Nukapu den Märtyrertod.

Anders war's wieder, wie der Herr Allen Gardiner, den Apostel der Feuerländer, in seinen Dienst rief. Der hatte als Schiffskapitän auf einer langen Reise, die ihn um das Kap der guten Hoffnung nach Indien, China und Südamerika führte, überall das Heidentum mit seiner Verkommenheit gesehen. Er schreibt in seinem Tagebuch, wie ihm da sein Gewissen erwacht sei. Und als ihm 1834 seine innig geliebte Frau starb, da stand es ihm fest, welches der „höhere Zweck" seines Lebens sein sollte. Nur flüchtig sei erwähnt, wie er, der 50jährige Mann, der seit 25 Jahren auf der See seine Heimat gehabt, im Jahre 1844 die Patagonische Missionsgesellschaft gründete, um sich mit einem Kameraden zusammen als ersten Sendboten derselben nach dem Feuerland einzuschiffen. Nach manchem vergeblichen Versuch

schienen sie endlich Fuß fassen zu können, starben aber im Jahre 1851, da das erwartete Schiff mit Lebensmitteln ausblieb, den Hungertod!

Joseph Kam, ein Niederländer, ehemaliger Gerichtsbote, geht 1812 nach Ostindien und wird der „Apostel der Molukken", Hans Egede, ein in Norwegen geborener Däne, landet 1721 in Grönland und wird der Gründer der Grönländischen Mission. Er hat sein Pfarramt in Vogen bei Drontheim niedergelegt, er will seinen nach Grönland vor Jahrhunderten ausgewanderten norwegischen Landsleuten nachforschen, aber der Herr bedarf seiner für die Eskimo. Van der Kemp † 1811, ein Holländer, erst Student, dann Offizier, nimmt seinen Abschied als Rittmeister, studiert aufs neue Medizin, lebt 10 Jahre lang als Arzt, ohne Glauben, mit einer geheimen Angst vor der Ewigkeit im Herzen, verliert seine Frau und sein einziges Kind, die vor seinen Augen auf einer Bootfahrt ertrinken — und gebrochenen Herzens sinkt er Jesu zu den Füßen. Er wird der Apostel der Kaffern. Wilhelm Behrens in Hermannsburg, erweckt durch L. Harms Predigten, vermacht sein Bauerngut der Mission und geht 1857 als Missionar nach Afrika. Hugo Hahn, der Bahnbrecher in der Herero-Mission, wird als jugendlicher Ingenieur-Offiziers-aspirant durch ein betendes Kind zur Selbstbesinnung gebracht und meldet sich im Missionsseminar zu Barmen. Dem jungen Lehrer Wilhelm Posselt läßt es im Seminar und in der Schulstube keine Ruh, er hat Großes unter den Kaffern leisten dürfen. Der selige Hudson Taylor, der Begründer der China-Inland-Mission, konnte ehemalige Offiziere der englischen Garde und ein paar ehemalige Fußballspieler aussenden, welche die Meisterschaftspreise für Fußballspiel in England sich erkämpft hatten. Der Herr sendet eben, wen er senden will. Sein Ruf wird zu laut und mächtig, als daß den, der ihn tiefinwendig hört, irgendwie sein Stand oder Beruf zurückhalten könnte. Der Friseur Franke findet seinen Weg zum Goßnerschen Missions-

haus in Friedenau. Eckert hängt den Musketierrock an den Nagel und geht als Goßnerscher Missionar nach Indien, Fritz Reuter, einst unter den Reitern, die den Todesritt von Mars la tour bestanden, ist jetzt der gesegnete Leiter der gesegneten Station Medingen in Transvaal. Mit der Nadel nähend näht mancher junge Mann viele Gedanken ins Stück mit hinein: eine Reihe von märkischen Missionaren sind ehemalige Schneider. Unter den Schuhmachern gibt's wohl heute noch Poeten, die einem Hans Sachs nacheifern, und Gottsucher von der Art Jakob Böhmes, des trefflichen Görlitzer Schusters, aber seit wir eine evangelische Heidenmission haben, stellt auch dieses ehrsame Gewerk so manchen Mitarbeiter! Was verdankt z. B. die Goßnersche Mission einem Ferdinand Hahn, dem ehemaligen Schuhmacher und jetzigen Generalsekretär der Kols-Mission! Und wer Gedanken hat, dem kommen sie oft unter freiem Himmel am besten, wie Rosegger, dem ehemaligen Waldbauernbuben und jetzt gefeiertsten Dichter. Lange Zeit hat Pohle, 40 Jahre Missionar in Tritschinopoli, Südindien, früher seinem Vater die Schafe hüten helfen, und mancher Missionar ist früher Gärtner gewesen. Die Verfasser der einzelnen Bücher der Heiligen Schrift, die Bauleute des großen Baumeisters, welches ist der heilige Geist, haben den verschiedensten Berufsarten und Ständen angehört: Propheten waren sie und Hirten, Könige und Staatsmänner, Feldherrn und Fischer, Zöllner, Zeltweber und Ärzte. Ebenso hat sich der himmlische König und Heerführer seine Kriegsleute aus allen Ständen berufen. Und wer nur immer diesen „Aufruf an Sein Volk" vernommen mit dem innern Ohr, der konnte nicht zu Haus bleiben.

Aber „zur Bildung der Armeen" gehört noch mehr als die Einstellung von Soldaten. Alle diese Einberufenen wollen in Regimenter und Armeekorps organisiert sein. Unser Gott ist ein

Gott der Ordnung. Die Entstehung der einzelnen Missionsgesellschaften ist nichts Zufälliges, und der ganze Betrieb der evangelischen Heidenmission ist zwar etwas geschichtlich Gewordenes — aber nicht Menschen machen die Geschichte, sondern der, der „spricht, so geschieht's."

In der alten Kirche und auch noch der mittelalterlichen waren es einzelne Personen, welche berufsmäßig oder gelegentlich Missionsarbeit trieben. Paulus war ein berufsmäßiger Missionsarbeiter, er hat die Heidenpredigt als die große Pflicht seines Lebens betrachtet, die er ausrichten mußte, mochte es ihm lieb sein oder leid. Auch seine Genossen betrachtete er als berufsmäßige Evangelisten. Es hat später niemand gegeben, der Paulo gleich war, aber die berufsmäßigen Missionare starben mit ihm und seinen Schülern nicht aus. Noch länger als ein Jahrhundert nach seinem Tode hat es in der Kirche an solchen nicht gefehlt. Wir hören von ihnen in der Apostelgeschichte, auch Eusebius erwähnt sie. Er erzählt vom Ende des 2. Jahrhunderts, daß es noch ziemlich viele „Evangelisten des Wortes" gegeben habe. Einen nennt er mit Namen: den Alexandriner Pantänus. Dieser habe das Feld für seine Tätigkeit nicht innerhalb der Grenzen des römischen Reiches gesucht; er zog nach dem fernen Südosten. Auch Origenes erwähnt die Wanderprediger. Auch bei ihm erscheinen sie als besitzlose Fremdlinge, die durch die Wohltätigkeit anderer Christen erhalten werden. Neu ist der Zug, daß sie nicht nur die Städte aufsuchen, sondern auch in Dörfern und Höfen predigen. Eusebius bezeichnet die Wanderpredigt des 2. Jahrhunderts als Nachahmung der apostolischen Tätigkeit. Dennoch ist ein wichtiger Unterschied vorhanden: Trotzdem Paulus und Barnabas durch einen Prophetenspruch zu ihrer ersten gemeinsamen Missionsreise bestimmt wurden, geschah ihre Aussendung durch die antiochenische Gemeinde unter Gebet und Handauflegung. Sie erscheinen als von der Gemeinde beauftragte Missionare. Bei der zweiten Aussendung des Paulus geht dieser

wiederum ein Gemeindeakt voraus. Das Werk des Beauftragten wird fast betrachtet als ein Werk der Gemeinde durch ihn. Von dem allen ist in der späteren Zeit nicht *mehr die Rede*. Die wandernden Evangelisten erscheinen fortan als außerhalb des Gemeindezusammenhangs stehend. Die Heidenpredigt gehört nicht zum Gemeindedienst, sie ist ein besonderes göttliches Charisma. Und während die Gemeinden sich zweckmäßige Organisationen gaben, blieb die Missionsarbeit gänzlich unorganisiert. Der Wanderprediger war niemandem Rechenschaft schuldig als nur Gott. Die Gemeinden wurden nach und nach argwöhnisch, und die Wanderpredigt hörte nach und nach auf. Die Gemeinden als solche missionierten nicht, nach wie vor. Aber fortan übten die Gläubigen gelegentliche Missionsarbeit, und zwar überall, unter den Gebildeten wie unter den Sklaven, auf der Straße wie in der Werkstatt, durch das gesprochene und geschriebene Wort. In keinem Falle forderte der Christ den Ungläubigen auf, sich der Kirche anzuschließen, sondern immer ist das Ziel, den Freund oder Feind für die *Wahrheit* zu gewinnen. Das Christentum erscheint schlechthin als Religion des Individuums. Immer soll die Überzeugung hervorgerufen werden: das Christentum ist dasjenige, dessen ich bedarf. Also: die Mission der ältesten Kirche entbehrte jeder Organisation, Leitung und Aufsicht. Aber andrerseits: zweierlei ist vorhanden: die unbedingte *Freiwilligkeit* bei allen Missionsarbeitern und die *Teilnahme aller Gläubigen* an der Arbeit.

Diese Art zu missionieren hörte auf, seitdem das *Christentum durch Konstantin und seine Söhne* in die engste Verbindung mit dem römischen Staate trat. Fortan missionierte man, indem man Götterbilder umstürzte, Tempel verbrannte, heilige Bäume fällte 2c. Daß die christliche Kirche nicht darüber zugrunde ging, indem sie so missionierte, verdankt sie der Ausbildung des Katechumenats.

Das Mittelalter kennt kaum eine Parallele zu dem, was wir gelegentliche Missionsarbeit nannten, jetzt herrscht ausschließlich die berufsmäßige Missionsarbeit, und zwar treibt jetzt die Kirche als solche Mission. Am ersten könnten noch die keltischen Mönche an die Evangelisten der alten Zeit erinnern. Aber die Kelten wanderten nicht vereinzelt, sondern in Genossenschaften von mindestens 12 Gliedern. Auch wußten sie nichts von jenem ruhelosen Wandern und Weiterdringen der Evangelisten: sie gründeten an geeigneten Orten Zellen. Sie waren wandernde Asketen, die durch den Aufenthalt unter den Heiden zu Missionaren wurden.[1])

Die evangelische Kirche in der Zeit der Reformation hatte um ihre eigne Existenz zu ringen, auch fehlte ihr die Erkenntnis ihrer Missionspflicht. Das Missionsgebiet ist den Evangelischen stets nur die verheidnischte christliche Kirche. Aber „des Herrn Stunde war nur noch nicht gekommen." Es sind einzelne Namen, an denen des Herrn Wille zu erkennen und zu verfolgen ist, die apostolische Mission, in Lauterkeit und Reinheit, innerhalb der Kirche der Reformation wieder erstehen zu lassen, und zwar in Formen, die der jeweiligen Weltzeit angemessen sind: zuerst einer, der die Evangelischen überhaupt erst einmal an ihre Missionspflicht erinnert: Adrian Saravia, reformierter Pastor in Antwerpen, dann einer, der rücksichtslos und glaubensmutig sein eigenes Leben im Dienste Christi an den Heiden hingibt, ob auch keiner ihn senden oder mitkommen wollte: Justinianus von Welz, gestorben 1668 unter den Heiden in Suriname, und dann die lange Reihe der Männer, welche mit dem Idealismus die praktische Nüchternheit, mit dem „von Christo Ergriffensein" das „vorsichtigliche Wandeln als die Weisen", verbindend die Missionsarbeit organisierten, so daß Missionsgemeinden die zu sendenden Glaubensboten beauftragen, welch letztere ihnen verant-

---

[1]) Warneck, a. a. O.

wortlich sind und von ihnen in bezug auf ihr täglich Brot abhängig sind. Und immer deutlicher hat sich dies im Lauf der Geschichte der evangelischen Heidenmission herausgestellt, daß, wenn der erhöhte Heiland einen zu seinem Rüstzeug unter den Heiden beruft, dieser, wie einst Saulus und Ananias, sich mit dieser oder jener Missionsgesellschaft in Verbindung setze, die ihm sagen wird, was er ferner tun solle.

Es hat sog. „Glaubens-Missionare" gegeben, und immer wieder aufs neue tauchen solche auf, welche, ohne Anlehnung an irgend eine Missionsgesellschaft, ohne ausreichende Geldmittel und ohne festen vernünftigen Arbeitsplan in irgend ein heidnisches Gebiet eindringen, dessen Sprache sie nicht einmal verstehen. Mit geringen Ausnahmen haben sie schnell Bankerott gemacht. Schill lebt zwar in unserm Gedächtnis fort als ein kühner Held, aber was das weise Handeln betrifft, war er nur ein Tell. So glaubt sich manch einer von dem erhöhten Heiland ganz besonders und zu einem besonderen Auftrag berufen, aber niemand verachtet ungestraft das unter des Herrn Leiten geschichtlich Gewordene. Bei uns ist die freie gesellschaftliche Form des Missionsbetriebs geschichtlich begründet und mit den Wurzeln der Mission selbst verwachsen. Die freie gesellschaftliche Form sage ich. Es gibt auch ein paar evangelische Kirchengemeinschaften, in welchen die Mission Kirchensache ist, aber diese Kirchengemeinschaften sind, mit Ausnahme der schottischen und schwedischen Staatskirche, lauter Freikirchen, und zwar solche von verhältnismäßig kleinem Umfange. In allen diesen Kirchengemeinschaften ist die Mission von Anfang an Kirchensache gewesen, d. h. in ihnen ist die kirchenamtliche Form des Missionsbetriebes geschichtlich begründet, zum Teil, wie in der schottischen Freikirche und der Brüdergemeine mit ihren Wurzeln verwachsen. Bei uns ist's anders, und das geschichtlich Gewordensein gibt auch ein heiliges Recht. Eines schickt sich nicht für alle, und wenn zwei dasselbe tun, ist es noch nicht dasselbe. Man kann aber mit

Dank gegen Gott sagen: bei uns trägt die Mission auch einen gesund kirchlichen Charakter, obgleich sie nicht offizielle Kirchensache ist; sie trägt ihn, weil die Pastoren ihre Hauptagenten sind und ihre Arbeit darauf gerichtet ist, das Missionsleben in den Gemeinden wurzelhaft zu machen. Also weder Entkirchlichung und Zersplitterung noch Verkirchlichung! In den Missionsheeren des erhöhten Heilandes dienen die verschiedensten Waffengattungen und die verschiedensten Chargen: die Hauptsache ist, daß jeder, der ein Jünger Jesu sein will, seiner Dienstpflicht genügt: ob als einfaches Glied einer Christengemeinde, das mit seinen Missionsgaben und Missionsgebeten „hinausgeht in alle Welt," oder als Missionar, der Vaterland und Freundschaft verläßt und in das Land auszieht, das ihm der Herr durch die Missionsgesellschaft zeigt, die ihn aussendet: ob als Pastor, der in seiner Gemeinde der heiligen Reichsgottessache den Boden bereitet in treuer geduldiger Arbeit, oder als Missionsinspektor, der die Ruhe der Landgemeinde aufgebend, sich in der Stadt, im Missionshaus in die Flut von täglichen Sorgen und Verantwortungen stürzt, die mit der Leitung der Missionsarbeit verbunden sind. Immer aber werden die Mitarbeiter, ganz gleich, an welcher Stelle sie stehen, christliche Charaktere sein, von der Gewißheit getragen, daß „der Meister sie in seinen Weinberg rief," und von ihrem Leibe fließen Ströme lebendigen Wassers. Von jedem, der daheim oder draußen die Schlachten des Missionskönigs schlagen hilft, gilt das Wort „ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein." Frage einen wirklichen Missions-Mitarbeiter, wen du willst, wie und auf welche Weise das Feuer in ihm zum Brennen gekommen sei, das der Heiland so gern bei jedem brennen sehen will, und er wird dir irgendwelchen Namen oder mehrere Namen nennen, die ihm den Nathanaeldienst getan haben!

Alles zusammengenommen gibt es jetzt etwa 160 Missionsgesellschaften mit über 14000 männlichen und weiblichen Mis-

sionaren aller Art, die weit über 30 000 Plätze in der Heidenwelt besetzt halten, von über 80 000 eingeborenen Gehülfen unterstützt. Und Einer ist's, an dem alle hangen, ein Feldherr, dessen Wink sie folgen. Sein, des Erhöhten, ist die Führung der Armeen.

3.

Sein ist die Führung.

Wie ein großes Gewirr vielverschlungener Fäden und wie ein Getöse widersprechender Stimmen, so erscheint uns die Weltgeschichte. Aber ein goldener Faden geht hindurch durch alles dieses Gewirre, ein Ton, eine Melodie durch alle diese Stimmen, eine Seele ist im Leibe dieser Geschichte. Welcher ist diese Seele? Eine alte christliche Schrift sagt: „Was die Seele im Leibe, das sind die Christen in der Welt.“ Wenn das richtig ist, dann ist also die Geschichte der Christenheit, die Missionsgeschichte die Seele der Geschichte. Und der Leib muß der Seele dienen. Als Neros Name die Welt erfüllte, wer redete damals von Petrus, den er kreuzigen, von Paulus, den er enthaupten ließ? Nun aber ist ihr Wort die Macht geworden, welche die Welt erobert, und von Neros Macht ist nur die Erinnerung übrig geblieben. Die Missionsarbeit des Petrus und Paulus, von der niemand damals redete im römischen Reich, ist die Seele der Geschichte jener Tage und die Erbin der Zukunft geworden. Und fast noch so ist's heute. Die Bücher der Geschichte und die Blätter des Tages sind voll von den Reden und Taten der Menschen auf der großen Schaubühne der Welt; was für eine Auflage haben die großen Tageszeitungen und was für eine die Missionsnachrichten! Deren Stimme verhallt im Getöse der andern Stimmen, welche die Welt erfüllen. Und doch ist die Mission die Seele der Geschichte und die Erbin der Zukunft.

Und alle andre Geschichte muß ihr dienen. Als Alexander der Große seinen Kriegszug machte, der bis an die Länder des Indus sich erstreckte, und die Welt widerhallte von dem Kriegsruhm seiner Taten, wer hatte damals eine Ahnung davon, daß Gott damit dem Evangelium eine Weltsprache schaffen wollte? Als die Römer die Völker unter ihr eisernes Joch beugten, wer wußte damals, daß diese Sammlung der Völker eine Vorbereitung sein sollte für ihre Sammlung in die Kirche Christi? Und als sie ihre großen Heerstraßen anlegten, auf denen die Legionen in die Provinzen zogen, und der Handel seinen Völkerverkehr pflegte, da dachte niemand daran, daß diese Straßen dazu bestimmt seien, den Boten Jesu Christi für ihren Missionsberuf zu dienen. Und so geht es die ganze Geschichte hindurch: Israels Zerstreuung sollte den Samen der Hoffnung ausstreuen helfen unter die Völker; der Wandertrieb, der die germanischen Völker aus ihren heidnischen Sitzen nach Westen und Süden führte, sollte das Mittel sein, daß sie auf dem Boden der alten Bildungswelt, die sie in Trümmer schlugen, vor allem das Kleinod des Evangeliums finden sollten und den Eingang in die Kirche Christi. Und die ganze Geschichte unsers Volkes, von der Frankenherrschaft Karls des Großen an und von den Kriegszügen unserer alten Kaiser und Könige wider die Grenzvölker des Nordens und Ostens bis zu uns herab, das alles legt Zeugnis davon ab, daß die Mission die Seele der Geschichte ist.

Die Anfangsgeschichte der Mission weist Zeichen auf, die es auch für das blödeste Auge erkennbar machen: der Erhöhte ist mit seinen Boten, das sind die Wunder. Das biblische Missionsbuch, die Apostelgeschichte ist voll von Erzählungen, daß Gott zu dem Zeugnis durchs Wort, das Zeugnis durch die Wundertat hinzutreten ließ. Auch Paulus tat Wunder. Den Römern wagt er davon zu reden, was Gott durch ihn getan, um Heiden zum Gehorsam zu bringen „im Wort und Werk, in Kraft der Zeichen und Wunder." Den Korinthern gegenüber, die seine Autorität

nicht gebührend anerkannten, rühmte er sich zwar nur seines Leidens und seiner Arbeit, aber „eines Apostels Zeichen seien unter ihnen gewirkt worden", „mit aller Geduld in Zeichen und Wundern und Taten." Und im Hebräerbrief lesen wir, daß dies letzte Wort Gottes an die Menschen geschähe, indem Gott sein Zeugnis hinzubringe „durch Zeichen und Wunder."

Die Geschichte der Ausbreitung des Christentums hat mit Wundern begonnen, aber es ist nicht so geblieben. Schon in der ersten Missionsperiode, in der das römische Weltreich christianisiert wurde, hat das Wunder aufgehört. Je siegreicher und mächtiger die Kirche wurde, um so weniger bedurfte sie des Wunders. Als sich dann die Kirche zu einem neuen Siegeslauf aufmachte und Mittel- und Nord-Europa zu erobern trachtete, hat sie von Anfang an ohne Wunder missioniert. Und dasselbe gilt von der jetzigen Missionsperiode, in welcher wirklich die ganze Welt (nicht bloß die römische) in Angriff genommen ist: so groß ihr Arbeitsfeld, so schwierig ihre Arbeit, das Wunder, das physische Wunder fehlt. Nicht das Wunder des heiligen Geistes, daß Menschen erneuert werden. Ohne dieses Wunder könnte ja die Kirche nicht einmal ihren Bestand behaupten, geschweige denn sich ausbreiten. Aber das physische Wunder fehlt. Sehr feinsinnig hat ein verstorbener Missionsmann[1]) hierbei auf folgendes aufmerksam gemacht: In der ersten Missionsperiode kam der Kulturmensch missionierend zum Kulturmenschen (römisches Weltreich), in der zweiten und dritten kommt und kam der Kulturmensch zum Barbaren: in der ersten begleitet die Predigt das Wunder, in in der zweiten und dritten nicht, hier ist es nicht mehr nötig. Der Kulturmensch ist dem Barbaren selbst ein Wunder.

Andrerseits aber sind die Wege, die der Erhöhte seine Boten geführt hat, ist die Art, wie er sich das Missionswerk hat entwickeln lassen, des Wunderbaren voll. Es sind Seine Ge-

---

[1]) Zahn bei Warneck a. a. O.

danken und nicht Menschengedanken, und wer ihnen nachdenkt, der hat eitel Lust daran. Wir nannten vorhin die Mission die Seele der Weltgeschichte. Aber die einzelnen Epochen der Weltgeschichte decken sich keineswegs mit denen der Missionsgeschichte. nicht einmal mit denen der Kirchengeschicht. Hier hat der Erhöhte ganz wider menschliches Erwarten gehandelt und geführt.

Ohne Zweifel ist die Reformation die gewaltigste Epoche der christlichen Kirchengeschichte und doch bildet sie keine selbständige Missionsepoche. Die römische Missionstätigkeit zu dieser Zeit war wesentlich durch Portugals und Spaniens überseeische Entdeckungen und Erwerbungen veranlaßt und war nur ein Ausläufer der mittelalterlichen Mission. Den Reformatoren aber fehlte, wie wir schon sahen, der Blick für die Missionsaufgabe, und der evangelischen Christenheit fehlte die göttliche Türöffnung in die Heidenwelt. Die Zeit war noch nicht erfüllt. Dagegen ist das neunzehnte Jahrhundert das Missionsjahrhundert geworden. Zwei Missionsanfänge waren vorher da: die Mission der Dänisch-Halleschen und die Mission der Brüdergemeine. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war jene schon wieder im Absterben und trat auch diese in eine Winterperiode. Die weltgeschichtliche Missionsstunde war noch nicht gekommen. Diese kam aber, als mit dem letzten Viertel des vorvorigen Jahrhunderts Ereignisse eintraten, welche der pietistisch-methodistischen Erweckung eine Missionsrichtung gaben. Und hier stehen wir anbetend vor den deutlichen Fußstapfen dessen, der die Kriege seines Reiches führt. Während die evangelische Christenheit im tiefen rationalistischen Schlafe liegt, werden die Verbindungswege hergestellt, welche die sich öffnende überseeische Welt zugänglich machen: an die Entdeckungen schließen sich großartige Erfindungen, welche durch Schaffung neuer Verkehrsmittel und durch ungeheure Steigerung der Produktion einen bis dahin unerhörten Weltverkehr herbeiführen: Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraph und Maschinen; koloniale Erwerbungen kommen hinzu; eine große

freiheitlich-humanitäre Gärung wird angeregt durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die französische Revolution und die englische Antisklavereibewegung. Das alles macht in den kleinen religiös erweckten Kreisen den vergessenen Missionsbefehl Jesu „gehet hin in alle Welt" so lebendig, daß eine Missionsbewegung entsteht, welche nach und nach alle protestantischen Nationen und Kirchenabteilungen ergreift. In pietistisch-methodistischen Kreisen, die ihrer innersten Natur nach weltflüchtig sind, steht die Wiege der modernen Heidenmission, d. h. wird der Gedanke der Welteroberung für Christus gefaßt und auszuführen begonnen! Vermissen wir noch die physischen Wunder der apostolischen Zeit?[1]) Ist diese Erweckung der Christenheit aus dem Schlaf des Rationalismus zum Heeresdienst des lebendigen Heilands nicht das allergrößte Wunder? Wir haben schon von William Carey gesprochen. In der berühmten Baptistenprediger-Konferenz im Jahre 1786 hatte ihn, auf seinen Antrag, den Heiden das Evangelium zu bringen, der Vorsitzende angefahren: „Selbstverständlich kann nichts geschehen, ehe nicht ein zweites Pfingsten kommt, wenn eine Austeilung von Wundergaben, die Sprachengabe eingeschlossen, den Auftrag Christi ausführbar machen wird, wie am Anfang." Nun, dies zweite Pfingsten kam, und es „rauschte bereits, als wollte es regnen" von den Gaben des heiligen Geistes, eben als man Carey diese Erwiderung gab. Und auch die Sprachengabe war dabei, nur anders, als der Redner es sich gedacht. Die Kataloge der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zeigen uns jetzt, wie der Erhöhte die Sprachengabe dieses zweiten Pfingstens gemeint hatte: in weit über 300 Sprachen und Dialekte sind die Bibel oder Bibelteile unterdessen übersetzt worden!

Eine Missionsgesellschaft nach der andern entstand, einer nach der andern wies der Heiland ihr Arbeitsfeld oder ihre Arbeits-

---

[1]) Warneck, Abriß einer Geschichte der prot. Mission.

felder zu: der Feldherr stellte seine Armeen auf. Es ist verblüffend, wie oft es vorgekommen ist, daß seine irdischen Unterführer meinten, ihre Abteilungen ganz wo anders aufstellen zu müssen, und wie ihr Gehorsam dann gesegnet wurde, als sie folgten Gottes Leiten. Pauli Missionswerk ist auch hier vorbildlich. Wenn Paulus auf Missionsreisen ging, machte er sich wohl einen Reiseplan und steckte sich ein Reiseziel — sobald aber Gott der Herr ihm unterwegs andre Weisungen gab, stand er auch willig von seinen Gedanken ab und verfolgte die Wege, die Gott ihm zeigte. Im Nordwesten Kleinasiens fand er verschlossene Türen, und nach Troas gewiesen, hört er dort den Ruf des mazedonischen Mannes: „Komm herüber und hilf uns", er ward so durch den Geist genötigt, das Evangelium nach Europa hinüberzubringen, wohin zu reisen er gar nicht beabsichtigt hatte. Zweimal ist unter den Kols in Indien eine Mission gegründet worden, aber nur die zweite Gründung trägt den Charakter der göttlichen Fügung und war darum mit Gedeihen und Erfolg gesegnet. Schon im Jahre 1836 bemühten sich englische Beamte in Chota Nagpur für die Kols Missionare zu finden, aber die Missionsgesellschaften hielten das Feld für ungeeignet für ihre gelehrten Missionare. Da entsandte Vater Goßner sechs Brüder als Missionskolonisten nach Karandschia. Nach wenigen Monaten wurden vier von ihnen von der Cholera hinweggerafft, und die beiden andern traten in den Dienst der Mission der schottischen Freikirche. Da kam 1844 an Vater Goßner die Anfrage, ob er in Hinterindien unter den für das Evangelium sehr empfänglichen Karenen eine Mission beginnen wolle. Vier Brüder wurden entsandt. In Calcutta sollten sie erst den Rat erprobter Freunde hören, ob es geraten sei, unter den Karenen anzufangen, im Verneinungsfalle sollten sie zu dem Goßnerschen Missionar Dr. Prochnow gehen, der am Himalaya stand und dringend der Unterstützung bedurfte. Und siehe, sowohl der Weg nach Hinterindien wie nach dem Himalaya wurde ihnen verlegt. Dort arbeiteten schon

amerikanische Missionare, und hier war ein Krieg ausgebrochen, der den Bestand der dortigen Mission überhaupt in Frage stellte. Da saßen nun die Goßnerschen Missionare und warteten auf eine Weisung des Herrn. Hier in Kalkutta sahen sie alle Tage dunkelhäutige Leute, die die niedrigsten Dienste als Straßenkehrer und Lastträger taten. Ihre Armut und die harte Behandlung, die sie von den stolzen Hindu erfuhren, ging den Brüdern durchs Herz. Auf ihre Frage, was das für Leute wären, erhielten sie die Antwort: „Das sind Kols.“ Das hieß nach damaliger Ansicht „schmutzige Schweine“. Da wurden die Brüder von Ranchi, der Hauptstadt von Chota Nagpur aus gebeten, dorthin zu kommen und unter den Kols zu arbeiten. Der Gouverneur selbst versprach seine Unterstützung. Am 1. Dezember 1845 wurde der Grundstein zur Station Ranchi gelegt. Wie der Herr die Kols-Mission gesegnet hat, werden wir später noch sehen.

Die wunderbare Führung, die die Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I) erfahren hat, könnte man unter das Wort des Hohenliedes stellen: „Mache dich auf, Nordwind und komme, Südwind und wehe durch meinen Garten.“ Im Jahre 1833 wurden die ersten fünf Missionare von der Gesellschaft ausgesandt. Unter den Betschuanen in Südafrika sollten sie sich niederlassen. Aber sie kamen nicht bis zu den Betschuanen; sie blieben bei dem Hottentottenstamm der Koranna auf der ausgedehnten Hochebene zwischen Oranje- und Vaalfluß. Der Häuptling Adam Kok, der sich die Herrschaft in dieser Gegend anmaßte, schenkte ihnen ein Stück Land, ein kleiner Korannastamm ließ sich in der Nähe nieder: die erste Station Bethanien wurde gegründet. Der Nordwind des Herrn hatte sich aufgemacht und hatte einmal erst die Glaubensboten nach Süden geweht. Aber nun kam der Südwind und wehte die Wolke voller Segen und Regen nach Norden. Von Süden nach Norden ist der Gang des gesamten Berliner Missionswerks! Vom Kapland dehnte sich das Werk aus nach

dem damaligen Oranjefreistaat, nach Süd-Transvaal, Nord-Transvaal, Maschonaland. Die Kolonial-Ära setzte ein, Berlin I wollte und konnte nicht unbeteiligt bleiben, als es hieß: jetzt haben wir heidnische Landsleute, denen das Evangelium gebracht werden muß." Wieder ging's nordwärts. Merensky begründete die Mission unter den Konde an dem Nordufer des Njassa. Bald dehnte sich das Werk nordostwärts aus nach dem Kinga und Hehe-Land, bis sich die Missionare von Berlin I und die der Deutsch-Ostafrikanischen Mission in Usaramo die Hände reichten, ja bis die Berliner das Werk an der Küste in ihre Hand nahmen. Und in China ist derselbe Zug zu verfolgen: von Süden nach Norden, von Kanton nach Kiautschou.

Das sind zwei Beispiele, wie der Herr die beiden mir bekanntesten und nächstliegenden Missionen angestellt und geführt hat. Aber ich bin der Überzeugung: es gibt keine einzige Missionsgesellschaft, in deren Geschichte der in dieselbe Eingeweihte nicht ebenfalls den goldenen Faden aufzuzeigen vermöchte, der den göttlichen Ursprung und das göttliche Walten verbürgt. Und wo das Werk von Menschen war, da ist es längst untergegangen.

Natürlich: „Weg hat Er allerwege" und an den mannigfaltigsten Mitteln fehlt's ihm nicht, wodurch er seine Leute auf die Gelegenheiten, die offnen Türen, die angebotenen Arbeitsfelder aufmerksam macht. Der himmlische Heerführer kommandiert nicht, er bedient sich der Zeichensprache, und es gilt für uns, die Zeichen der Zeit zu erkennen. „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?" Diese Frage liegt doch z. B. jedem Christenvolk sehr nahe, das plötzlich Kolonialbesitz bekommt. Und für jede Missionsgesellschaft des betreffenden Vaterlandes spitzt sich diese allgemeine Frage sofort in viele ganz spezielle zu, die sie betreffen: „Was für Aufgaben erwachsen uns mit der neuen Kolonie für die Christianisierung der dortigen Eingeborenen?" So traten z. B. Berlin I und die Brüdergemeine in Deutsch-Ostafrika

fast zur gleichen Zeit auf den Plan, und eine neue Missionsgesellschaft, die deutsch-ostafrikanische, welch letztere aber vom Herrn wieder ganz besonders geführt, die Küste aufgeben mußte und sich neuerdings von Usambara aus, westlich vom Viktoria Njanza in Ruanda ausdehnt. Kiautschou wurde so gut wie deutscher Besitz: Berlin I verstand den Fingerzeig; die Norddeutsche Missionsgesellschaft sah Deutsch-Togo sich vor ihre Tür gelegt, die Rheinische den deutschen Besitz auf Neu-Guinea, und als auf den Karolinen die spanische Herrschaft aufhörte, fing der deutsche Jugendbund für entschiedenes Christentum an, in begeisternden Aufrufen um deutsche Missionare für unsere deutschen eingeborenen Landsleute dort zu werben. Mit am herrlichsten und deutlichsten von allen ist die Führung des Erhöhten in der Geschichte der evangelischen Mission in Madagaskar. Als Madagaskar französische Kolonie wurde, und die traurigen Zeiten der Bedrückungen der evangelischen nichtfranzösischen Missionen durch die französischen Jesuiten kamen, da war in der evangelischen Pariser Missionsgesellschaft nur eine Stimme: wir evangelische Franzosen sind es, durch die der Herr sein Evangelium in Madagaskar retten will!

Manchmal bedient sich der Herr eines einzelnen Menschen, den er gleichsam als Adjutanten mit der Bestellung absendet: „An diese Stelle das und das Regiment!“ Im November 1875 erschien in einer der größten Zeitungen Englands ein Brief Stanleys aus Uganda am Nordufer des Viktoria-Njanza. Hier hatte Stanley auf seiner berühmten Entdeckungsreise quer durch Afrika den König Mtesa kennen gelernt und ihn mehrere Monate lang in den Grundlehren des Christentums unterrichtet. Er war so entzückt von ihm, den er mit Karl dem Großen verglich, daß er in einem Briefe alle Missionsfreunde Englands aufforderte, Missionare, Ärzte, Kolonisten 2c. zu schicken, sie alle seien bei Mtesa willkommmen. Drei Tage nach der Veröffentlichung des Briefes ging den Leitern der großen englischen Kirchenmissionsgesellschaft von einem unbekannten Geber die Summe von

100000 M. zu für die Mission bei Mtesa. Nach einem Jahr waren es 250000 M., und im Juni 1876 standen die ersten 8 Missionare am Ostrande Afrikas, um den Marsch nach dem Viktoria-Njanza anzutreten. Diesen ersten acht sind später noch mehr als dreimal so viel nachgesandt worden, neben praktischen Geistlichen waren es Ärzte, Ingenieure, Handwerker, Landwirte und Seeleute. — Die Ugandamission ist, dank ihres Märtyrerbluts, eine der fruchtbarsten Missionen der Erde geworden.

St. Paulus schreibt an die Korinther, 1. Kor. 16, 9: „Mir ist eine große Tür aufgetan, die viele Frucht wirket, und sind viele Widerwärtige da," das ist eine sehr passende Überschrift über die Epoche der Missionsgeschichte, in der wir jetzt stehen. Man kann sagen, der Erhöhte hat seine Armeen aufgestellt, die Hauptschlacht kann beginnen. Das Jahrhundert, das wir angefangen haben, ist das der Weltmission. Über alle vier noch von Heiden bewohnte Erdteile erstrecken sich jetzt die Arbeitsfelder der Mission. Es gibt kaum noch große Länderstrecken, welche den Glaubensboten des Evangeliums noch verschlossen sind. Tibet, das doppelt verschlossene, das sich so lange zäh gegen jeden Lichtstrahl abendländischer Kultur vermauert hatte, ist von Indien aus durch die Engländer gewaltsam aufgeschlossen worden. Der ägyptische Sudan, welcher durch den Mahdi-Aufstand fast zwei Jahrzehnte lang völlig unzugänglich war, ist seit der Besiegung der wilden Horden des Mahdi von neuem offen, und von Ägypten aus dringen mehrere Missionsgesellschaften zu den zahlreichen Heidenvölkern des oberen Nilbeckens vor. Im westlichen Sudan, in den weiten ungesunden dichtbevölkerten Gebieten südlich von der Sahara, in dem Stromgebiet des gewaltigen Niger, sitzt vielleicht die größte geschlossene Völkermasse, welche bisher für das Evangelium unerreichbar war. Aber die kolonialen Eroberungen der Franzosen im Westen und der Engländer im Osten haben auch hier Bahn gemacht, die fanatisch mohammedanischen Reiche sind eins nach dem andern unterworfen, nichts hindert die Missionare mehr, in

die gewaltsam geöffneten Türen einzutreten. Einst träumte Krapf, der Pioniermissionar in Ostafrika auf einsamem Posten in Mombas von einer Missionsstationenkette quer durch Afrika hindurch, von Mombas bis zur Westküste. Nach mehr als einem Menschenalter hat sich dieser Traum verwirklicht: die Vorposten der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft in Uganda haben sich mit den am Kongo stromaufwärts drängenden Glaubensboten der englischen Baptisten die Hand gereicht.

Vor mir liegen vier Weltkarten, welche das Wachstum des evangelischen Missionswerks durch Darstellung des Standes der Missionsfelder in verschiedenen Abschnitten des Jahrhunderts veranschaulichen, und zwar im Jahre 1801, 1830, 1860 und 1900. Der Stand der jeweiligen Heidenchristen, also der Stand der evangelischen Mission ist durch rote Punkte und Striche ausgedrückt, wobei ein roter Punkt 1000—10 000, ein dicker roter Strich 100 000, und ein dünner roter Strich unter 1000 Heidenchristen bedeutet. Das Ganze aber sieht für einen, der als Soldat hat Karten zu zeichnen gelernt mit eingetragenem Gefechtsbild, ganz wie der Aufmarsch einer Riesen-Armee aus, auf allen fünf Weltteilen. Anno 1801 standen nur geringe Truppenmassen in Indien: Ost-, Niederländisch- und Westindien, in Grönland und Südafrika. 1830 war Westafrika und Madagaskar, die Südsee, Labrador, Nord- und Südamerika hinzugekommen; 1860: überall Verstärkung; zu Polynesien der Südsee war Mikronesien hinzugekommen und Melanesien, dazu Hinterindien und China. Endlich auf der Karte von 1900 ist alles in Angriff genommen von Alaska bis zum Feuerland und in Japan steht eine ganze Armee!

Wer könnte alle die Mittel nennen, denen sich der Herr der Mission bedient hat, überall die Tore der Welt weit zu machen: es wirkt eben alles zusammen; was er geschehen läßt in der Weltgeschichte: es muß der Mission dienen. Nicht zum geringsten helfen die großartig verbesserten Verkehrsmittel. Wir verglichen

soeben die Punkte und Striche auf den Missionsweltkarten mit Armeen. Ja zum Transport dieser Armeen gehören Eisenbahnen und Dampfschiffe, und zur Regelung und Bewältigung des Ganzen gehören Telegraph und Telephon. Die Toren, die in ihren Herzen sprechen, es ist kein Gott, träumen davon, daß jede neue Errungenschaft der Naturwissenschaften ein Stück vom alten Glauben mehr abbröckelt: statt dessen stellt er, den der Vater gesetzt hat zum Haupt über alles, auch die Fündlein der Menschen in seinen Dienst. Das Zeitalter der Elektrizität hat zugleich das Zeitalter der Weltmission mit sich gebracht. Aber nun heißt's: sich führen lassen!

Man sagt: in dem Feldzuge von 1870/71 hat uns die vorzügliche Führung den Sieg gebracht. Ganz recht. Aber unsre Führer hatten eben auch vorzügliches Soldatenmaterial. Und noch viel mehr als früher geht jetzt die Ausbildung des einzelnen Mannes dahin, daß er persönlich seinen Führer und dessen Absicht verstehen lerne, also daß er im Geiste des Führers handelt, auch wenn er keinen mehr bei sich hätte, der ihm befehlen und ihn instruieren kann. So gilt es im Geist Jesu Christi Mission treiben, mit lebendigem Verständnis seines Willens und nicht unter mechanischer Ausführung seiner halb oder mißverstandenen einzelnen Befehle. „Ein böser Knecht, der still darf stehn, wenn er den Feldherrn sieht angehn", aber auch „ein törichter Knecht, der darf angehn, wenn er den Feldherrn still sieht stehn." Der Apostel Paulus legitimiert sich öfter seinen Gemeinden gegenüber als wahrer Apostel damit, daß er sie auf seine Geduld hinweist, als auf eines Apostels Zeichen. Es ist ja sehr menschlich, daß es einem nicht schnell genug vorwärts gehen kann mit dem „Siegeslauf" des Evangeliums gerade in unsern Tagen, da die Mission zur Weltmission geworden ist. Die Wiederkunft Christi und damit die Vollendung seines Reiches und das Kommen des Reichs der Herrlichkeit hängt davon ab, daß das Evangelium gepredigt worden ist allen Völkern. Also vorwärts mit der Predigt, also

hinaus in die Welt mit möglichst großen Scharen von Evangelisten! Wiederholt ist durch Divisionsexempel festgestellt worden, wieviele Evangelisten man brauche, damit jedem Menschen innerhalb einer bestimmten Zeit das Evangelium zu Gehör gebracht werden könne. So heißt es z. B., „wenn man annimmt, daß auf England die Hälfte aller heidnischen Länder entfalle, dann brauche man 15 Jahre, um mit 1000 Geistlichen und 500 Laienmissionaren diese Hälfte zu evangelisieren!“ Welch phantastischer Vorschlag! Angenommen die 1500 Evangelisten wären über den in Angriff zu nehmenden Teil der Erde zerstreut: jetzt stehen sie da und — schweigen, denn sie verstehen die Sprachen nicht, oder nicht genügend. Angenommen aber, sie können sich genügend verständigen, nun haben sie gepredigt, und die Predigt läßt die Hörer, wenn welche gekommen waren, ganz gleichgültig, denn ob der Acker gepflügt war, in den sie die Saat streuen wollten, haben die Evangelisten nicht gefragt. Wird jemand wagen zu sagen: dann haben sie das Evangelium sich eben zum Gericht gehört? „Machet die Völker zu meinen Jüngern!“ hat der Heiland befohlen, vermittelst Taufe und Gehorsamsunterweisung. Nun wird ein evangelischer Missionar einen Heiden zu taufen wagen, ohne daß er zum mindesten an ihm einen Anfängerglauben und eine elementare Sinnesänderung bemerkt? Beides setzt aber Jesusbekanntschaft und Sündenerkenntnis voraus, die eine oberflächliche Kundmachung des Evangeliums nicht mit sich bringen kann. Und nun gar erst die Einführung in den christlichen Wandel, welche doch auch zu dem „machet zu meinen Jüngern“ gehört. Die Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes zeigt zur Genüge, was für eine Macht der „Wandel nach väterliche Weise ist!“

Nein, bei aller Sehnsucht nach der Offenbarung der Herrlichkeit Jesu Christi darf man doch nicht in die Schwärmerei verfallen zu glauben, daß man wirklich durch menschliche Mittel und Maßnahmen die Zeit vorwärts schieben könne. Wenn einer mit dem Finger die Zeiger auf 12 schiebt, dann ist es da-

durch noch nicht 12 geworden. Und gleich wie vor Jesu erstem Kommen die Zeit erfüllt sein mußte, d. h. reif geworden im guten wie im bösen Sinne, so auch vor seiner Wiederkunft. Das Reifwerden läßt sich aber durch künstliche Mittel nicht beschleunigen! Wie oft hat Jesus seinen ersten Jüngern die Frage nach dem „wann" verboten! Zeit und Stunde hat der Vater seiner Macht vorbehalten.

Darum ist aber auch anderseits die Minimalrechnung falsch, wenn man etwa so kalkuliert: zwischen 15 und 1600 Millionen Menschen leben auf der Welt. Über 1/3 davon tragen jetzt den christlichen Namen. Um dies eine Drittel aus Heiden zu Christen zu machen, waren 1900 Jahre nötig, folglich sind für die noch übrigen beiden Drittel 3800 Jahre Missionsarbeit erforderlich. Bei dieser Rechnung vergißt man ganz, daß die Missionsarbeit der Arbeit der Pioniere vor einer Festung gleicht, der sie sich ganz allmählich mit ihren Laufgräben nähern, deren Forts sie unterminieren. Monate vergingen, kein Fortschritt war äußerlich zu bemerken — bis eines Tages die Bresche klafft, die Truppen stürmen und die Feindesfahne in der Festung sinkt! Und man vergißt die Sauerteigsnatur des Evangeliums und daß Christus, der große himmlische Magnet, seine wahren Jünger ebenfalls zu Magneten macht! Wenn durch die Lebensarbeit eines Missionars auch nur 100 Seelen Christo ganz zu eigen wurden, so entzieht sich die Frage, wieviel Seelen nun wieder durch jene 100 zu Christo geführt worden sind, gänzlich der Berechnung!

Also weder Maximal- noch Minimalrechnung! In dem Sinne überhaupt keine Rechnung sondern Glaube, aber Glaube, voll von der Erkenntnis Christi. Und so mögen beide Gleichnisse zusammen das Rechte ergeben: der Jünger des Herrn, der seinem Missionsbefehl gehorcht, soll dem Kindlein gleichen, dem des Vaters Hand beim Schreiben die eigne Hand führt; je weniger eigner Wille, um so leserlicher wird die Schrift werden. Und das andere. Der Jünger Christi sei wie der ausgebildete

Soldat, der seinen Führer, seine Intentionen verstehend, selbständig zu handeln vermag.

Darum steht und fällt der Jünger nur seinem Herrn. „Darum richtet nicht vor der Zeit, bis daß der Herr komme." Andre Menschen, auch oft Mitarbeiter, Angehörige eines anderen „Regiments" verstehen oft nicht die Maßnahmen dieser und jener Missionsleitung, und möchten es rügen, daß man sich hier durch „Eilen" in Defizits stürzt und dort durch „Weilen" edle Arbeit an ganz hoffnungslosen Boden verschwendet. Aber in der betreffenden Missionsleitung fühlt man sich eben an des Herrn Ordre gebunden, die verstanden zu haben man gewiß ist. So wird die Goßnersche Missionsgesellschaft sicher nicht die Ganges-Mission aufgeben, obgleich es in ihr nur tröpfelt, während es in der Kols-Mission strömt. Und wenn auch die Mission in Britisch-Kaffernland das Schmerzenskind von Berlin I und die Mission auf Neu-Guinea das der Rheinischen Gesellschaft ist, — einen Fingerzeig, sie aufzugeben, haben beide vom Herrn der Mission noch nicht bekommen! Aber ebenso gewiß: wenn der Herr Türen öffnet und zum Eintreten winkt, dann gilt's folgen, selbst wenn dadurch menschliche Verlegenheiten zu drohen scheinen.

Das letzte Missionstelegramm, das der vor einigen Jahren verstorbene Direktor der Rheinischen Mission nach Sumatra sandte, bestand aus dem einen Wort „tole" d. h. „vorwärts!" Jawohl, es handelt sich darum, wer zuerst die Gebiete nordöstlich am Tobasee besetzen würde: Christus oder Mohammed! Vier Stationen legte Berlin I vor einigen Jahren quer durchs Hehe-Land in Deutsch-Ostafrika an, wie im Fluge, ohne genügende Verbindungen und Stützpunkte: Jawohl, die römischen Missionare standen schon vor der Tür, um sich hier einzudrängen und gegen die Ausbreitung der evangelischen Mission nach Osten einen Damm aufzuwerfen. Mit aller Entschlossenheit wirft die Goßnersche Mission immer mehr Arbeiter von andern Stationen, wo sie sie, ach, kaum entbehren kann, nach dem Gebiet von Biru,

weil sonst die Jesuiten hier hausen können, wie sie wollen. Und die äthiopische Bewegung in Afrika, mit der Parole „Afrika für die Afrikaner", ruft sie nicht ein Heer von Missionaren bei uns aus dem Boden, das entgegentreten kann dem „schlafenden Heer" in Afrika, das der Äthiopismus so bestürzend zahlreich geweckt? Tretet ein durch die Tür des Schafstalls im Namen des Erzhirten, solange es noch Zeit ist! Wo man, ihm folgend, die offenen Türen benutzt, tritt er sogleich mit auf den Plan, mit seinem Geist und Gaben! Ich wies schon einmal auf 1. Kor. 16, 9 hin, auf die offene Tür, die der Herr gibt. Diese Tür hat aber noch eine weitere Bezeichnung, „eine energievolle Tür" (im griechischen Urtext). Die Tür voll Energien! Man ist als moderner Mensch versucht, dabei an den geöffneten Strom der Elektrizität zu denken, der mit so und so viel Energien seine geheimnisvolle Kraft in Wirkung treten läßt. So wirken unseres Heilandes Wunderkräfte durch den Strom des Evangeliums, der geöffnet wird mit den geöffneten Türen zugleich!

Von der Geschichte des großen heiligen Krieges Jesu auf Erden handeln wir. Wir haben geredet von seinem Plan und seiner Vorbereitung dazu, von der Bildung der Armeen durch ihn, von seiner Führung — laßt uns nun hören von seinem Sieg!

4.

Sein ist der Sieg.

Einer meiner alten Leipziger Professoren, Luthardt, sagte einmal in einer Predigt über Phil. 1, 3—11 (das gute Werk Gottes in uns): „Die Umwandlung von der alten Kreatur zur neuen in Christo vollzieht sich in der Regel so allmählich, daß wir nicht viel davon bemerken. Es geht der Geist Gottes auf verborgenen Bahnen einher. Aber wenn wir weit auseinanderliegende Zeiträume unseres Lebens miteinander vergleichen, so können wir diesen Unterschied von Sonst und Jetzt deutlich genug erkennen, um in uns selbst gewiß zu werden, daß es mit uns anders geworden ist, als es vordem war.“ Vorher hatte er betont, daß von dieser Umwandlung äußerlich wenig zu merken sei, aber in allem Tun ist eine neue Seele. Das Gesagte läßt sich voll und ganz anwenden auf das gute Werk Gottes unsres Heilandes in der Heidenmission, das er angefangen hat und auch vollführen wird. Und ich betone gleich von vornherein: Alles Äußerliche, was man vom Sieg des Erhöhten sehen kann, ist nicht die Hauptsache, sondern „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Die Einwurzelung des Evangeliums in einem Volk bringt die Kultur und Zivilisation mit sich, aber letztere sind noch keineswegs die Fußstapfen des siegreichen Herrn, so wenig wie, an und für sich, die großen Zahlen von Neugetauften und Anhängern. Aber da, wo die heilige Neunzahl der Früchte des Geistes aus Galater 5, 22 prangt, wo der Christen in-

wendiges Leben davon erglänzet, da ist sein Reich gekommen. Vieles davon wird sich dem Blick des menschlichen Beurteilers entziehen, das sieht nur der Herzenskündiger. Darum ist es eigentlich für einen Menschen unmöglich, den Sieg des Erhöhten sachgemäß zu beschreiben. In allen denen ist der Sieg des Erhöhten Tatsache geworden, die zur Gemeinde der Heiligen, zur unsichtbaren Kirche gehören — aber diese Kirche ist eben unsichtbar! Es ist so, wie D. Grundemann[1]) in einem Aufsatz über „Das Salz der Erde" gesagt hat. Salz ist eine Verbindung von Chlor und Natrium. Natrium ist ein ganz wunderbarer Stoff, aber das Wunderbarste daran ist doch dies, daß niemand ihn gesehen hat noch sehen kann, höchstens in dem Augenblick, wo man das von einer Schicht Oxydes umhüllte Stück Natrium in einer Schale voll Steinöl durchschneidet — da leuchtet es plötzlich an den Schnittflächen in Silberglanz auf, um sich sogleich wieder den menschlichen Blicken zu entziehen. „Ihr seid das Salz der Erde," — nicht Natrium; das gilt von uns Christen hier auf Erden. Das Natrium, d. i. die unsichtbare Kirche, verbirgt sich vor unseren Augen. Darum müssen wir uns begnügen, nach Salz zu forschen und nach dem Salz, das wir finden, zu urteilen, wo der Erhöhte seinen Siegeszug erhalten hat. Glücklicherweise sind wir aber jetzt nach den 100—200 Jahren evangelischer Missionsarbeit in der Lage, weit auseinanderliegende Zeiträume miteinander zu vergleichen, um gewiß zu werden, es ist anders geworden, als es vordem war, es ist Salz da, wo ehedem Fäulnis war, Licht, wo ehedem Finsternis herrschte.

Was wir bisher festgestellt haben, schließt aber zugleich die Beurteilung des Sieges des Erhöhten durch solche völlig aus, die nicht zum Salz der Erde gehören, oder die doch nur dem „dumm gewordenen" Salz gleichen. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein. Wir leben in einer Zeit, in welcher viel unehrer-

---

[1]) Bei Warneck, Allgem. Missions-Zeitschr.

bietige Kritik am Missionswerk geübt wird, aber verwundern sollen wir uns des nicht. Bleibt doch das Herz des natürlichen Menschen dasselbe zu allen Zeiten und in allen Zonen. Und wie bei einem Judas, angesichts der kostbaren Narde der großen Sünderin, der erste Gedanke der ist, „welche Verschwendung!“ so dividiert heute jeder, der wie Judas gesinnt ist, mit der Summa aller Jahreseinnahmen einer Missionsgesellschaft in die Summa der auf ihren Arbeitsfeldern in dem Jahr getauften Heiden und zeigt höhnisch das Resultat: seht, so viel kostet eine Heidenseele, da hätte man das Geld besser verwenden können! Überhaupt beweist ja der natürliche Mensch mit seinem gesunden Menschenverstand jedem bis zum Verstummen, daß die Hoffnung, einmal werde der Kreis der Erden Jesu zu Füßen liegen, völlig illusorisch ist. Wenn sich die Christenheit um vier getaufte Heiden vermehrt, nimmt das christuslose Heidentum in derselben Zeit um 200 Seelen zu! Alle drei Tage sterben 100 000 Chinesen, in jeder Stunde 1400. Welche Missionsgesellschaft gewinnt soviel in einem ganzen Jahre? Das ist ja so wie in dem alten Gleichnis von dem Wettlauf zwischen einer Schildkröte und einem Schnellzuge! Also die Hände weg von einem so aussichtslosen Werk, das einst die Handelsherren von der Ostindischen Kompagnie schon einen Traum „mondsüchtiger Schwärmer“ nannten.

Nun ich meine, wenn die evangelische Kirche einen so niedrigen Standpunkt erreichte, daß sie sich in ihrer Gesamtheit schlüssig würde, das Missionswerk rentiere sich in keiner Weise und müsse aufgegeben werden, dann würde ein Gericht über sie hereinbrechen, das sie vom Schauplatz ihrer unfruchtbaren Existenz ein für allemal hinwegfegte. Gott würde keine Geduld mehr haben mit einer Kirche, welche das eine Werk, mit welchem er sich von Anfang an verbunden hat, mit Überlegung preisgäbe, als ihrer Mitwirkung unwürdig!

Es gehört wahrhaftig ein Judas-Sinn dazu, selbst keinen Finger zu rühren zur Mitarbeit und dann die Erfolglosigkeit zu

verhöhnen! Wahrlich die Zahlen würden andre sein, würde jeder von den seit 200 Jahren getauften evangelischen Christen ein Mitarbeiter am Missionswerk gewesen sein! Es ist so, als ob der träge Knecht in den Gleichnissen des Herrn, der, anstatt mit dem Zentner zu handeln, ihn vergräbt, sich hinstellen wollte, da er ja Zeit hat, und seine fleißigen Mitknechte kritisieren. Jene Zahlen sollten doch jeden Kritiker, der noch den Christennamen trägt, bis ins Innerste beschämen, daß er stumm an seine Brust schlägt und umkehrt! Der berühmte amerikanische Prediger de Witt Talmage stellt in einer Predigt auch einmal Berechnungen an: „Wo ein Mann durch das Evangelium ins Reich der Gnade gebracht wird, kommen zehn durch liederliches Leben zu Falle. In den letzten 25 Jahren hatten die christlichen Gemeinden in Amerika im Durchschnitt weniger als zwei Bekehrungen. Im Durchschnitt starben 4—5 in den Gemeinden. Wie bald wird nach diesem Maßstab die Welt zu Gott gebracht werden! Wir gewinnen zwei und verlieren vier! Wir mögen die Sache von irgend einem Standpunkt aus betrachten, allenthalben starren uns entsetzliche Verhältnisse entgegen, und es ist Zeit, alles daran zu setzen, Jesu Befehl auszuführen, und das Evangelium einer Welt zu bringen, die es so sehr bedarf.“ Das ist eine Schlußfolgerung, die sich für Jünger Jesu ziemt.

Im übrigen aber ist doch die „kleine Herde“, wie der Herr seine wahren Jünger nennt, mag sie auch noch so klein sein im Verhältnis zu „denen, die draußen“ sind, und mag sie sich noch so langsam vermehren, Salz, und schon ein wenig Salz würzt eine ganze Speise, ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig! Außerdem aber zeigt uns der Herr zur Beschämung unsers Kleinglaubens, daß die kleine Herde *so* klein denn doch nicht ist, wie wir oft meinten. Es ist vielmehr so, wie der Knabe des Propheten Elisa erfuhr: „Awe mein Herr, wie wollen wir nun tun? Es liegt eine Macht um die Stadt mit Rossen und Wagen!“ Elisa sprach: „Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr,

die bei uns sind, denn derer, die bei ihnen sind." Da öffnete der Herr dem Knaben die Augen, und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her.

Was für ein Jubelsturm ging durch ganz Deutschland, als bei den letzten Reichstagswahlen die Sozialdemokratie die Hälfte ihrer Sitze verlor. Also waren doch noch genug Königstreue im Lande! Es hatten nur bisher leider so wenige ihrer Wahlpflicht genügt! Sie waren nicht hervorgetreten, sie hatten sich passiv verhalten! „Fürchte dich nicht, denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt", dieses Prophetenwort steht an der Wand des alten Stadtmissionssaals in Berlin, wie viele, die es lesen, haben sich schon daran gestärkt!

Selbstverständlich hat die Missionsarbeit auch eine sehr nüchterne Seite. Zum Kriegführen gehört Geld, Geld, Geld. Das Werk wächst draußen auf den Missionsfeldern, aber die Gaben in der Heimat, auf die es angewiesen ist, wachsen nicht in demselben Verhältnis mit. Ein Defizit entsteht, es wird weitergeschleppt ins nächste, ja in eine Reihe von folgenden Jahren hinein. Zuletzt scheint nur noch ein Ausweg zu sein, da die Summe eine beängstigende Höhe erreicht hat: Aufgeben eines besonders kostspieligen Arbeitsfeldes draußen! Also Rückschritt statt Fortschritt? Und da gerade — welche Missionsgesellschaft hätte es in ihren Sorgenzeiten noch nicht erfahren — zeigte der Herr aller Mission: es ist mir ein Kleines, alle die Sorgen zu zerstreuen, ich habe noch viele Mitarbeiter im geheimen, die du nicht kennst, und es können noch viel viel mehr Missionsgaben aufgebracht werden, so daß mein Werk niemals rückwärts gehen braucht. Berlin I hat dies in neuster Zeit erfahren. Fast 350 000 M. Defizit, das sich in sieben Jahren angesammelt, ein ganzes Vermögen ist aus Pfennigen und Goldstücken, aus lauter Liebe zusammengeflossen! Ein unbekannter Geber kündigte 1000 M. an. Wenn sich weitere 99 Personen finden würden mit der gleichen Gabe, werde er weitere 1000 M. geben, fänden sich

dann wieder 99 mit gleicher Gabe, werde er die dritten 1000 M. senden und endlich auch, unter entsprechender Bedingung, noch 500 M. Obwohl sich nicht genug Nachfolger fanden, hat er doch seine 3500 M. gespendet. Der Herr lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche, und wenn er die Herzen anrührt, so geben die Hände. Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Fürchten wir uns nicht, glauben wir nur! Wenn er will, dann steht eines entscheidenden Tages ein ebenso imposantes Heer von Missions-Gebern und Mitarbeitern an den Kassen der Missionsgesellschaften, um den Sieg im heiligen Kriege zu fördern, wie jüngst ein Heer von Königstreuen an den Wahlurnen im Deutschen Reich!

Natürlich, wir wissen aus der Geschichte der christlichen Kirche: habet Deus suas horas et moras, seine Eile und seine Weile. Und ferner: menschliche Reiche unterliegen oft, wo sie zu siegen scheinen, aber Gottes Reich siegt, wo es zu unterliegen scheint. Und zum dritten: das Gericht fängt an am Hause Gottes, ein Prüfungs- und Läuterungsfeuer ist es, das das Gold von den Schlacken scheidet.

Unter diesen Gesichtspunkten will vieles in dem großen heiligen Kriege zwischen Licht und Finsternis verstanden sein. An des Herrn Sieg kann nur der zweifeln, der an dem Herrn selbst zweifelt. Dort in Kleinasien und Nordafrika, wo die ersten christlichen Gemeinden blühten, in Griechenland, wo Pauli Herz mit seinen in Christo verbundenen Gemeinden schlug, herrscht heute der Halbmond. Warum durfte dort das Evangelium erst Wurzel schlagen, wenn es nach ein paar Jahrhunderten wieder ausgerauft werden sollte? In Südafrika verwandelt der Burenkrieg unzählige blühende Missionsstationen und sonstige Segensstätten christlicher Kultur in Trümmerhaufen, und zum Dank für treuste, jahrzehntelange Arbeit europäischer Missionare kehren sich Tausende von getauften Afrikanern von ihnen ab und verlangen,

streikend von Gemeinde zu Gemeinde ziehend, Afrika für die Afrikaner, wir brauchen keine weißen Prediger und Lehrer mehr, die uns bevormunden! Was der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika im Herero- und Hottentottenkriege geschah, ist ebenso in aller Munde. Dieselbe Mission hat in Neu-Guinea in 19 Jahren 20 Gräber gegraben, 10 für Missionare, 5 für Missionarsfrauen und 5 für Missionarskinder! Zu schweigen von dem Missionskirchhof an der Westküste von Afrika, wo die Ewe-Leute stumm und staunend an den Särgen der fremden weißen Männer standen, die nur gekommen schienen, um, einer nach dem andern, an dem mörderischen Klima zugrunde zu gehen, zu schweigen von der Mörderinsel Eromanga in der Südsee, wo 6 Märtyrermissionaren, einem nach dem andern die Fahne des Evangeliums unter den Streichen der Heiden entsank. Und wie lange sendet nun schon die Goßnersche Mission ihre Glaubensboten in ihre Ganges-Mission, und der Fels der Hindu-Herzen tut sich nicht auf!

Das sind nur ein paar willkürlich herausgegriffene Beispiele. Sie genügen völlig, um dem „dummgewordenen Salz" die Überzeugung zu stärken: Alles ist verlorene Liebesmüh! Was sagen wir dazu?

Wir sagen: Auch die Missionsgeschichte gleicht, wie die Weltgeschichte überhaupt, dem Teppich, den man von der linken und von der rechten Seite betrachten kann. Links: abgerissene, kreuz und quer laufende Fäden, rechts das Muster. Zweifeln wir nur nicht an unserm Herrn: es ist doch ein Plan und Muster in allem, was er geschehen läßt — und es nimmt ein selig End. Nur Zeit lassen! Nur weit auseinanderliegende Perioden miteinander vergleichen! Die Ersten werden die Letzten sein, ja auch die kleinasiatischen und griechischen und nordafrikanischen Gemeinden, deren Leuchter der Herr zur weltgeschichtlichen Warnung von seiner Stätte gestoßen! Neues Leben blüht und wird noch weiter erblühen aus den Ruinen der Berliner und Hermanns-

burger Gemeinden in Südafrika und den rheinischen in Südwestafrika. In Neu-Guinea ist schon auf die Tränensaat eine Freudenernte gefolgt: am Trinitatissonntage 1906 sind auf der Insel Ragetta in der Astrolabe-Bai 14 Erwachsene und 6 Kinder getauft worden. Eine nun schon jahrzehntelang währende Freudenernte auch ist den Baselern und norddeutschen Missionaren in Westafrika beschert, und in der Südsee ist auf vielen Inselgruppen das Missionswerk sogar schon ziemlich abgeschlossen. Gerade aus Indien aber kommen im Anfang des vorigen Jahres Nachrichten von einer großen Einigungsbewegung. Es handelt sich um den ersten Schritt zur Gründung einer einheitlichen indischen Nationalkirche. Ein Komitee aus den führenden eingeborenen Christen und den angesehensten Missionaren bestehend, hat sich bereits gebildet. Die 100 Millionen Inder, die von der Mission überhaupt noch nicht erreicht sind, sollen das hauptsächlichste Arbeitsfeld dieser Vereinigung sein. Ein weit ausschauender Plan! Ist er von Gott, dann werden endlich auch die Hindu nicht widerstehen können.

Stellen wir nun einige Vergleiche an zwischen weiter auseinanderliegenden Zeiträumen in der evangelischen Missionsgeschichte auf einigen Missionsfeldern. Wir greifen Afrika, Japan und China heraus.

Wenn man ganz Europa, dazu Indien, China und die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf den schwarzen Erdteil Afrika nebeneinander legen könnte, würden sie dessen Oberfläche noch nicht bedecken. Vor 200 Jahren wurden die Brüdermissionare in der Kapkolonie als Verbrecher behandelt, weil sie die Schwarzen zu unterrichten versuchten, und die Buren rissen den Fußboden einer Kirche auf und warfen ihn hinaus, wenn Schwarze sich in ihr Gotteshaus eingedrängt hatten, und heute gibt es in der Kapkolonie 700000 evangelische Christen, darunter 200000 Farbige. Vor 30 Jahren war Uganda ein heidnischer Staat, wo die Grausamkeit herrschte, jetzt sind von seinen 700000 Einwohnern 360000 Christen. Uganda hat die größte Zahl von

eingeborenen Helfern in ganz Afrika aufzuweisen. In ganz Afrika stehen jetzt, nach Angabe eines amerikanischen Missionsblattes 2470 Missionare mit 13089 eingeborenen Helfern, 4789 Stätten für regelmäßige Gottesdienste, 221156 Gemeindeglieder und 527790 Anhänger. 3937 Missionsschulen gibt es in Afrika mit 202390 Schülern, 95 Hospitäler und Krankenhäuser.

Japan ist ein Land der Überraschungen geworden. Zu sehen, wie eine Nation ohne Eisenbahn, ohne Telegraph, ohne Post, ohne Zeitung, ohne Volksschule, ohne einen Gerichtshof, ohne Gesetzbücher, ohne Verfassung, ohne Parlament, ohne Landarmee, ohne Marine sich innerhalb eines Zeitraums von 40 Jahren in das Japan von heute verwandelt hat, hat die Welt mit Recht in Erstaunen gesetzt. „Als ich," so schreibt Missionar Davis von den amerikanischen Presbyterianern, der 34 Jahre lang in Japan gearbeitet hat, „im Jahre 1871 nach Japan kam, war es noch lebensgefährlich, ein Christ zu sein. An jeder Straßenecke konnte man Edikte gegen das Christentum lesen. In demselben Jahre wurde der erste evangelisch Bekehrte aus seiner Heimat Kobe nach Kioto ins Gefängnis geschleppt, weil er ein Exemplar des Markusevangeliums gelesen hatte. 1872 entstand die erste japanische Gemeinde in Yokohama. Jetzt hat allein unsre Mission 54 sich völlig selbsterhaltende Gemeinden und 83 andere Gemeinden, die sich zum Teil selbst erhalten. In ganz Japan gibt es zwischen 60 und 70000 evangelische Christen. Japan hat heute über eine Million Beitrag zahlende Mitglieder des Roten Kreuzes. Eine ganze Schar ernster christlicher junger Leute, die in amerikanischen höheren Missionsschulen ausgebildet und darauf von dem internationalen Komitee des christlichen Vereins junger Männer in New York angestellt worden sind, sind in den japanischen Mittelschulen Lehrer. Vor 35 Jahren erklärte Iwakura, damals der erste Minister in Japan, er werde dem Eindringen des Christentums in Japan einen ebenso entschiedenen Widerstand entgegensetzen, wie etwa dem Einfall einer

feindlichen Armee — und heute herrscht völlige Religionsfreiheit im Lande, und der Kaiser selbst hat reiche Gaben für verschiedene christliche Zwecke gegeben, z. B. für das christliche Heim für entlassene Gefangene in Tokio, für das Waisenhaus in Yokohama, für die Arbeit des christlichen Vereins junger Männer. Es hat noch nie ein Beispiel gegeben, daß in einer Nation von dem Umfange Japans das Christentum so rapide Fortschritte gemacht hätte. Wenn das noch Nisima, der erste edle eingeborene Helfer und Begründer der Doschischa, der christlichen Universität Japans erlebt hätte! Sorgen wir uns nicht, der Herr wird auch die Krisis, in die Japans evangelische Kirche neuerdings eingetreten ist, die man in gewisser Weise mit der äthiopischen Bewegung in Afrika vergleichen könnte, zu einem Ende führen, das dazu dienen muß, seinen Sieg in Japan völlig zu machen.

In China setzte die Missionsarbeit der Evangelischen gerade vor 100 Jahren, mit Morrisons Landung in China, ein. Hundert Jahre sind für die mehr als tausendjährige Geschichte Chinas eine kurze Spanne Zeit. Und doch, welche Umwandlungen hat der chinesische Koloß in dieser Zeit erlebt. Es sind heute in China tätig 51 selbständig aussendende evangelische Missionsgesellschaften mit 1349 männlichen Missionsarbeitern, 223 Missionsärzten und 75 Missionsärztinnen, 971 unverheirateten Missionarinnen auf 706 Haupt- und 3394 Nebenstationen. Die Zahl der erwachsenen selbständigen Gemeindeglieder beträgt 154142, was auf eine Seelenzahl von etwa 250000 evangelischen Christen schließen läßt. Schulen gibt es 2394 mit 52965 Schülern und Schülerinnen. Freilich, was ist das unter so viele! ¼ Million evangelische Christen auf 400 Millionen Chinesen? Und doch, der Herr würde unsern Kleinglauben schelten müssen, wollten wir unsern Mut und unsre Hoffnung durch große Zahlen niederdrücken lassen, anstatt sie durch seine Siege nur entflammen zu lassen! Und hat nicht der Missions-Superintendent Voskamp in Kiautschou mit seinem kindlich-häus-

lichen Gleichnis ganz recht: „Es dauert bei einem riesigen Kessel voll Wasser natürlich viel länger bis das Wasser kocht als bei einem kleinen Topf, d. h. bis das Wasser anfängt zu kochen. Hat die große Wassermasse aber erst einmal angefangen, dann ist zwischen ihr und der kleinen im Topf kein großer Unterschied mehr.“ „O Fels, Fels, wann wirst du dich bewegen?“ so soll Xaver, der große römisch-katholische Heidenmissionar ausgerufen haben, als er unverrichteter Sache von Chinas Küste wieder in See stach. Nun, wie hat sich der Fels bereits bewegt! Lebendiges Wasser ist bereits aus ihm hervorgesprudelt, und das Blut der Märtyrer war auch in China der Same der Kirche.

Doch ich will dem Leser mit keinen weiteren Zahlen kommen. Wir dürfen ja diese Zahlen doch bloß als Schalen ansehen, von denen wir nicht wissen können, in wievielen der süße, edle Kern verborgen ist. Und außerdem: vor dem Herrn, bei welchem 1000 Jahre wie ein Tag, und unter Umständen 1 Tag wie 1000 Jahre sind, ist doch auch manchmal ein Mann wie tausend Männer! Der eine vor Damaskus bekehrte Saulus wiegt 1000 andre Bekehrte auf! Was hat der eine Samuel Crowther für eine Bedeutung für die Niger-Mission, der eine Nisima für Japan, Obadja für die Batta-Mission auf Sumatra, Abraham Serote für die Berliner Mission in Südafrika! „Nicht zählen, sondern wägen,“ so heißt's auch hier, aber der wägende ist Gott. Und wir wägen ihm nur nach, wenn wir zurückschauend seine Wege studieren, die er die Missionen geführt hat.

Wir sagten am Anfang unserer Ausführungen: „Die christlich gewordene Menschheit stellt, der nichtchristlich gebliebenen gegenüber, eine höhere Entwicklungsstufe dar.“ Der christliche Glaube erzeugt notwendigerweise eine neue Sittlichkeit, und wo wir diese neue Sittlichkeit finden, da hat das Salz gesalzen, da hat der Sauerteig gewirkt, da hat der Erhöhte gesiegt. Das Weib, bisher die Sklavin oder das rechtlose Eigentum, wird wieder die Gehülfin des Mannes, eine wirkliche Kindererziehung

findet statt, das ganze Familienleben wird dadurch regeneriert. Völlig umgestaltet wird das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven. Zwar nicht mit einem Schlage wird die Sklaverei beseitigt, aber die Sklavenbehandlung wird eine bessere, bis allmählich die wirkliche Sklavenbefreiung kam. Eine neue Anschauung über die Arbeit bringt das Christentum zur Geltung. Sie gilt nicht mehr, wie bei den Heiden, für eine Schande des freien Mannes, sondern als Gehorsam gegen den Willen Gottes. Erst das Evangelium hat die Arbeit und den Arbeiter zu Ehren gebracht! Die nichtchristliche Welt war und ist eine Welt ohne Liebe, nämlich ohne göttliche, hingebende, selbstverleugnende Liebe. Die ist erst auf dem Boden des Christentums gewachsen. „Seht, wie die Christen einander lieben! Sie lieben sich, ohne sich zu kennen!“ Und die Bruderliebe erweitert sich zur Menschenliebe. Geordnete Armen- und Krankenpflege, Witwenversorgung, Waisenhäuser, das alles ist die Frucht der Liebeslehre des Evangeliums. Und das Evangelium beeinflußt allmählich auch die Gesetzgebung, es macht die Kriegführung menschlicher, es haucht der Wissenschaft und Kunst einen neuen Geist ein. Jede Missionsstation wird die Geburtsstätte einer neuen christlichen Kultur. Die Heiden kleiden sich anders, sie wohnen anders, sie lernen arbeiten, sie werden seßhaft, sie kommen zu einigem Wohlstand. Einfache Schulbildung wird eingeführt. Bei den einfachsten Volksschulen bleibt es nicht. Die Mission braucht eingeborene Gehilfen als Lehrer und Prediger; so muß sie bald höhere Schulen errichten.[1]) Missionsärzte kommen mit den Missionaren zusammen auf die Stationen. Krankenhäuser werden gebaut. Der Missionsarzt bildet sich aus den begabten Eingeborenen Gehülfen heran, das ganze unerhörte Elend der von unwissenden Zauberern behandelten Kranken hört allmählich auf, sie finden in dem Krankenhaus der Mission Genesung an Leib und Seele. Eine Kultur bringt so

---

[1]) Warneck, Die Mission im Lichte der Bibel.

das Christentum mit sich, die sich von innen heraus bildet, die auf dem Fundament des Glaubens ruht und durch und durch sittlich ist, während eine Kultur ohne religiöse und sittliche Kräfte nur ein äußerer Firnis ist. „Ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn", so heißt es da, wo Jesus, das Licht der Welt wirksam wurde. Und die Heiden sehen's und können's nicht leugnen und können nicht auf die Dauer wider den Stachel löcken. Es ist ein wahres Wort, das ein englischer Bischof vor kurzem über Indien sagte: „Und könnte man alle Missionare mit einem Schlage aus Indien vertreiben, alle Christen vernichten, alle Kirchen und christlichen Schulen dem Erdboden gleich machen, den Geist Jesu Christi könnte keine Macht der Welt mehr aus Indien vertreiben." Das, was jener Heide im römischen Weltreich für einen „verruchten Aberglauben" ansah, von dem er ingrimmig klagte, daß er nicht auszurotten sei, ist eben der Glaube, der schon damals die Welt überwunden hatte und der nun schon durch die Jahrhunderte den Wahrheitsbeweis liefert.

Vor mir liegt ein Manuskript des greisen Präses der Kols-Mission D. Nottrott „Die Kols-Mission eine Missionsapologie." Der Vortrag ist noch nicht im Druck erschienen. Hier spricht ein Sachverständiger und Praktiker aus der Erfahrung eines halbhundertjährigen Missionarslebens über denselben Gegenstand, von dem dies Büchlein handelt. Auch D. Nottrott vergleicht weit auseinanderliegende Zeitabschnitte miteinander, um durch den Unterschied zwischen dem heidnischen „einst" und dem christlichen „jetzt" die Frucht der Missionsarbeit festzustellen. Und in der Tat, manche mit aller Schlichtheit konstatierten Tatsachen reden eine gewaltige Sprache! Nottrott spricht davon, wie das Christentum den sittlichen Zustand der Kols gehoben. „In der ganzen Zeit meiner Missionslaufbahn weiß ich nur von zwei unehelichen Kindern in der Ranchi-Gemeinde. Ich bin überzeugt, daß jedes Mädchen ihren Kranz jetzt mit Ehren trägt!" Die Töchter vieler

armer Kolschriften dienen als Kindermädchen bei den Europäern. Da sie oft erst spät abends wieder nach Hause gehen können, holen sie die Mütter mit der Laterne aus dem Hause ihrer Herrschaft ab! Das Familienleben der Kols ist zum großen Teil ein ganz anderes geworden, als es im Heidentum war, zumal da, wo eine Hausfrau ist, die eine Schule besucht hat. Überall im Hause eine herzerfreuende Sauberkeit; die Frau hat Einfluß auf ihren Mann, der vielleicht noch etwas schwerfällig zu allem Guten ist und rückfällig zugleich. Mann und Frau gehen als ebenbürtige Gemeindeglieder zum Hause des Herrn, treten zusammen an den Tisch des Herrn. Sie ist die Gehülfin ihres Mannes im edelsten Sinne. Wie manche christliche Kolsfrau hat ihrem Manne das Trinken — dies Nationallaster der Kols — gänzlich abgewöhnt! Eigentliche Verbrechen kommen fast gar nicht vor; wenn ein Kol im Gefängnis sitzt, dann sind meist Landstreitigkeiten der Grund. Das wird aber nun auch bald aufhören, da jetzt eine genaue Vermessung, unter Anlegung von Grundbüchern stattfindet. Wirklich christliche Europäer schätzen christliche Dienstboten aus den Kols hoch, und die Kols-Missionare werden bestürmt, ihnen solche zu verschaffen. Es ist auffallend, wie das bei den Christenfrauen geweckte Schamgefühl schon auf die Heidenfrauen Einfluß gewonnen hat. Auch diese verhüllen sich schon viel anständiger als früher. Die Heidenfrau weiß beim Tode ihres Mannes nur zu klagen, „wer wird mich nun ernähren?“ Sich an den Kopf schlagend und kreischend folgt sie der Leiche beim Begräbnis. Aber die Christenfrauen wissen, wohin ihre Lieben gehen und schauen gläubig nach oben. Die Gräber der heidnischen Kols sind wüste Stätten, niemand kümmert sich um sie, aber ein Christen-Friedhof ist nicht anders als der einer ärmeren christlichen Gemeinde bei uns, und am Ostermorgen, bei der Morgenandacht auf dem Friedhof, gegen Sonnenaufgang, fehlt so leicht keiner aus der Gemeinde. Nottrott schreibt: „Was ein Cyprian erfahren hat, der da bekennt: „als ich im Bade der

Wiedergeburt gewaschen war, kam ein neues Licht in meine Seele, es machte mich durch den Geist zu einem neuen Menschen; was zuvor zweifelhaft war, wurde fester Glaube, was verschlossen, offen, was dunkel, hell; Kraft wurde mir, was ich vordem für unmöglich hielt; mein Leben ist jetzt ein Leben mit Gott" — „das haben nach ihm tausend von Christen erfahren, und ich bin überzeugt, daß auch Tausende von Kols ähnliches aussprechen würden, wenn sie ihren Gefühlen Ausdruck zu geben verständen." Auch der größte Gegner der Mission kann den Kolschristen den Gebetseifer, ja den Gebetsgeist nicht absprechen. Das Land ist voll von wunderbaren Gebetserhörungen. Die Gebete der Kols sind Herzensgebete, und da kann doch gewiß von einem inneren Glaubensleben geredet werden. Und wo Glaube, da Buße. Wie oft sind Kolschristen zu N. gekommen: „Kein Mensch weiß es, nur Gott, aber ich muß es bekennen, die Sünde lastet zu schwer auf mir!" Der Hauptprüfstein des Glaubens aber ist das Sterbebett. Hunderte von christlichen Kols haben in ihrer letzten Stunde bekannt: „Ich gehe zum Heiland, haltet mich nicht auf, dort ist's besser als hier!" Ein höheres Ziel, als dies, einem Menschen zu einem seligen Sterben zu verhelfen, kann's doch für die Mission eigentlich nicht geben. Am Schluß seines Vortrags führt N. dann noch den Beweis, wie das Christentum die Kols in sozialer Beziehung gehoben hat, und er ruft aus: „Der bisherige Erfolg unter den Kols straft, wie wir gesehen haben, die Ansicht derer Lügen, welche meinen, niedrigstehende Völker würden durch die hohen Ideen des Christentums nur heruntergezogen, sie seien keines Fortschritts fähig, und Zivilisationsversuche würden durch die Bekehrungssucht der Missionare gehemmt. Aber wer weiß, ob nicht Gott gerade die Kols und andere Ureinwohner Indiens dazu bestimmt hat, die Hindu und Mohammedaner Indiens zum Christentum zu führen!"

Ich bin überzeugt, jeder Missionsmann, der an leitender Stelle in irgend einer neuern Missionsgesellschaft steht und auch

auf eine lange Missionsarbeit zurücksehen kann, würde eine ähnliche Apologie schreiben können wie D. Nottrott über die Kols-Mission. Ein Zug, den der Missionssuperintendent Voskamp aus seiner Arbeit in China erzählt, ist mir immer wie eine Weissagung gewesen für den allgemeinen weltumspannenden Erfolg der Mission überhaupt: Auf dem Grabkreuz eines chinesischen Christen steht als Inschrift, die er sich selbst gewählt, das einzige Wort „Sieg". Die heidnischen Chinesen gehen vorüber, — das Kreuz steht nahe an einem öffentlichen Wege, der dicht am Kirchhof vorbeiführt, — lesen das Wort, schütteln die Köpfe und wissen nicht, was das Wort da soll. Aber die Christen verstehen's, und ihre Augen leuchten!

Bedarf es schließlich noch der Anführung einiger Ehrenzeugnisse für die Mission aus neuster Zeit, ausgestellt von Leuten, welche zwar nicht eigentlich in der Sache stehen, aber welche ohne Voreingenommenheit die Tatsachen auf sich wirken ließen? Für uns erzählen diese Ehrenzeugnisse ja noch nicht den hundertsten Teil von Christi Ruhm und Sieg; aber vielleicht wird mancher, der noch zweifelnd fern stand, gerade durch die Urteile solcher, die er „objektiv" nennt, stutzig.

In den Verhandlungen des holländischen Parlaments im Jahre 1905 kamen bei Beratung des Kolonialetats mehrere Redner auf die Rheinische Mission zu sprechen, welche in Niederländisch-Indien gegen 90 000 eingeborene Christen in Pflege hat. Alle Redner waren davon durchdrungen, daß die Kolonialregierung nur in ihrem eigensten Interesse handle, wenn sie der Mission für ihre Arbeit möglichst die Wege ebene. „Wir ernten die Früchte von der Missionsarbeit", sagte ein Redner, „im Unterricht der Jugend, der Hebung der Bildung und der ganzen geistlichen und leiblichen Entwicklung des Volkes und in der Stärkung unserer Macht." Der Kolonialminister aber gab seiner freudigen Zustimmung zu dem Gehörten Ausdruck.

In seinem amtlichen Bericht über seinen Besuch in Labrador schreibt der Gouverneur von Neufundland über die Missionsarbeit der Brüdergemeine daselbst: „Es ist wahr, an der Küste von Labrador gibt es kein Gefängnis, keine Polizei und keinen Magistrat. Aber diese Anhängsel der Zivilisation scheinen hier nicht erforderlich; die moralische Kontrolle der Mission, welche in der Vergangenheit erfolgreich gewesen ist, scheint auch für die Gegenwart völlig genügend."

Der italienische Gouverneur Martini besuchte vor zwei Jahren die italienische Kolonie Eritrea in Nordost-Afrika und informierte sich dabei genauer über die schwedische Mission daselbst, deren Station Geleb im Lande Mensa er kennen lernte. Er zögert nicht, offen auszusprechen, wie sich sein Vorurteil gegen die Mission, mit welchem er noch im Jahre 1891 zum ersten Male nach dem Lande Mensa kam, in die größte Bewunderung für dieselbe verwandelt habe. Er gestattete sofort die Anlegung einer Station in Cheren, dem Hauptort des Landes.

Der amerikanische Schriftsteller Geil unternahm kürzlich eine Reise um die Erde, um das Leben der Missionare und ihrer Neubekehrten sich anzusehen. Bei seiner Rückkehr fragte ihn der Herausgeber einer weitverbreiteten Zeitschrift über seine Reiseeindrücke aus. Er bekam zu seiner Verwunderung ein fast uneingeschränktes Lob der Heidenmission zu hören: „Ich habe Menschen gefunden, die man Heilige im edelsten Sinne nennen möchte; solche Menschen, voll von der edelsten Bildung der europäischen Welt habe ich wie Sklaven arbeiten sehen an den niedrigsten Tagelöhnern, unter brennender Sonne, in Sümpfen, unter beständiger Lebensgefahr. Und ihr Lohn? Daß sie geschmäht werden von trunkenen Lasterknechten, gegen deren Verkommenheit sie auftreten, verleumdet wurden von eigennützigen Kaufleuten, die die Heiden nur daraufhin ansehen, wie sie Geld aus ihnen machen können, durchgehechelt wurden von Reisenden, denen sie Gastfreundschaft gewährt hatten. Ich sage Ihnen, diese hochmütige

heuchlerische Rederei ekelt mich an. Weil die Mission ein gutes Werk ist, darum wird sie angefeindet von Menschen, die ein schlechtes Werk treiben."

Professor Freiherr von Nordenskiöld in Stockholm betreibt eine missionsethnographische Ausstellung in Stockholm. „Die Mission" sagt er, „ist unsere geistliche Kolonisation in fremden Erdteilen, ihre Kenntnis muß in alle die Kreise gebracht werden, welche bis jetzt noch außerhalb dieser mächtigen Bewegung stehen!"

Ja selbst ein Sozialdemokrat erklärt im deutschen Reichstage (1889), „die Missionare haben gezeigt, wie überall in der Welt mit Geduld und Liebe viel zu erreichen ist; sie haben bewiesen, daß selbst unzivilisierten Stämmen gegenüber Herzen, die selbst einen Fonds von Güte haben, viel erreichen können, ohne die Fuchtel des Zwanges."

Ich schließe mit einem Wort des 1869 verstorbenen Professors der Theologie Hengstenberg. Einen Tag vor seinem Tode kam er im Gespräch noch einmal auf die Hauptaufgabe seines Lebens zurück und sagte: „Das ist es, man muß ihnen (den Rationalisten) klar machen — das ist die Hauptsache: daß Christus ist, daß Christus ist!" Er lebet und regieret in Ewigkeit; die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg!

P. Lic. theol. Georg Stosch:

Der innere Gang der Missionsgeschichte

in Grundlinien gezeichnet.

4 M., geb. 4,80 M.

Inhalt: Das apostolische Missionszeitalter. — Das Zeitalter der altkirchlichen Mission. — Die mittelalterliche Missionsperiode. — Die Periode der universalen Mission.

Ein Werk, das die geschichtliche Entwicklung in eigenartiger, geistreicher Weise beleuchtet, aus dem viel gelernt werden kann und das des Studiums wirklich wert ist. **Ev. Kirchenblatt f. Württemberg.**

Das Heidentum als religiöses Problem

in missionswissenschaftlichen Umrissen.

2,40 M., geb. 3 M.

Der geistvolle Verfasser kennt das Heidentum aus seiner Arbeit als Missionar unter den Tamulen und hat großartige Forschungen auf dem Gebiet des A. T. gemacht. So ist er denn besonders im Stande, den Blick für die Entwicklung des Heidentums auf Grund der heiligen Schrift zu öffnen und die Aufgaben zu zeichnen, welche die einzelnen modernen Heidenvölker der Mission bieten. Es sind Geistesblitze, in denen er oftmals die Dunkelheit der im Finstern wandelnden Völker durch das ewige Licht erhellt.
Lit.-Ber. für Theologie.

Julius Richter,

Herausgeber der „Evangelischen Missionen".

Indische Missionsgeschichte.

Mit 65 Bildern. 6 M., geb. 7 M.

. . . Mit Sachkenntnis und Urteilsbefähigung ausgerüstet, durfte Verf. den Versuch wagen, eine allgemeine indische Missionsgeschichte zu schreiben; und was Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Allseitigkeit der vorliegenden Leistung betrifft, so überragt sie die drei bisher erschienenen englischen Monographien bei weitem. . . . Das auch in würdiger Ausstattung gebotene Buch lockt zum Studium und ist wert, einen großen Leserkreis zu finden.
Prof. D. **Warneck** in der „Allg. Miss.-Zeitschr."

Die Einwurzelung des Christentums

in der Heidenwelt. Untersuchungen über schwebende Missionsprobleme. In Verbindung mit Pastor Berlin, Prediger Th. Bechler, Pastor R. Gareis, Prof. C. Meinhof, Pastor Lic. Dr. Boehmer herausgegeben von Pastor **J. Richter.** Preis 3 M., geb. 3,75 M.

Das Buch ist Herrn Pastor Dr. Grundemann zu seinem 70. Geburtstage von seinen Freunden gewidmet. Sie hätten dem bekannten Meister auf dem Gebiete der Missionsgeschichte kaum eine schönere Ehrengabe darbringen können, als dieses Buch, das sechs Abhandlungen enthält, die jeden Missionsfreund lebhaft interessiren müssen. Wir nennen nur: Ist das evangelische Christentum in Indien lebenskräftig eingewurzelt? Die Einwurzelnng des Christentnms in Südafrika. Die Einführung des Missionars in das Volkstum der Heiden durch die Sprache. Wir empfehlen diese Studien zu ernstem Studinm, man wird reichen Gewinn davon haben. **Theol. Anzeiger.**

Einführung in das Gebiet der Kolsmission.

Geschichte, Gebräuche, Religion und Christianisierung der Kols von Missionar **F. Hahn.** 2 M., geb. 2,80 M.

Missionar Hahn ist einer der gründlichsten Kenner der Kols, hat er doch unter diesem indischen Bergvolke fast 40 Jahre lang gelebt und gearbeitet. Vorstehendes Werk schildert uns die Geschichte und das Leben der Kols, gewährt einen Einblick in ihr Denken, Fühlen und Wollen, in ihre Kämpfe und Verirrungen. Wie ergreifend das Seufzen dieser durch Hindus und Mohammedaner um Land und Freiheit betrogenen Stämme, das vergebliche Ringen um ihre Menschenrechte, das Zittern vor bösen Geistern! Wie interessant die verschiedenen Gebräuche, welche sich an die Geburt, an die Verlobung und Hochzeit, an den Tod und an das Begräbnis geknüpft haben!

Allen, die diese noch wenig bekannten indischen Ureinwohner näher kennen lernen wollen, allen Missionsfreunden, die das fortschreitende Einwurzeln des Christentums in jenem Volk mit Interesse verfolgen, sei das spannend geschriebene Buch warm empfohlen.

Im Herbst 1906 erschien vom gleichen Verfasser:

Blicke in die Geisteswelt der heidnischen Kols. Sammlung von Sagen, Märchen und Liedern der Oraon in Chota Nagpur. Bevorwortet von H. Dalton. 1,50 M., geb. 2 M.

Aus dem Palmenlande.

Selbsterlebtes aus Ost- und Westindien von Oskar Flex.

Mit 32 Bildern. 2,50 M., geb. 3 M.

Der Verfasser zeichnet in diesem Buche Charakterbilder der verschiedensten Volksschichten Indiens, vom Könige bis zum Bettler, vom gelehrten Brahmanen bis zum unwissendsten Ureinwohner in naturgetreuer, durch eigene Anschauung dem Leben abgelauschter Darstellung, um uns einen klaren Einblick zu verschaffen in ihr Geistesleben, ihr allmähliches Durchbrechen der heidnischen Schranken und ihr Hineinwachsen in eine neue geistige, christliche Atmosphäre. Das Buch ist fesselnd und lehrreich. **Ev. Kirchl. Anzeiger.**

Die Beziehungen von Röm. 1—3 zur Missionspraxis des Paulus.

Von **Lic. E. Weber.** 2,40 M.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. IX, Heft 4.)

Eine wissenschaftliche exegetische Studie über Röm. 1, 18—3, 20 für die Missionsfreunde unter den biblischen Theologen. Weber versucht, die problemenreichen Ausführungen des Heidenapostels, in welchem er die Zornverfallenheit der gesamten Menschheit als Grundlage und Voraussetzung des universalen Heilsratschlusses Gottes darstellt, unter einen lichtvollen, einheitlichen Gesichtspunkt zu stellen. Sie sind ihm zwar nicht ein Schema, aber ein Typus der allgemeinen Missionspropädeutik des Paulus, eine kurze Darstellung, wie er sich von dem Appell an das Gewissen den Weg zur Erschließung des Heilsverständnisses bahnt. Mit einem großen wissenschaftlichen Apparat ausgerüstet, aber mit einem klaren, leicht inne zu haltenden Kompaß durch das Wirrsal exegetischer Meinungen beweist der Verfasser in der Hauptsache seine Hypothese überzeugend. Wir werden in der Tat in diesen Kapiteln ein wertvolles Stück der Missionspraxis des Apostels in seiner propädeutischen Missionsrede haben; allerdings wie er diese Gedankengruppen nun im konkreten Falle appliziert hat, darüber gibt uns das Neue Testament keinen Aufschluß. **Evang. Missionen.**

Wollte Jesus die Heidenmission?

Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet

von

Lic. K. Bornhäuser,

Professor in Greifswald.

Preis 80 Pf.

Die Form der vorliegenden Untersuchung ist von der Absicht bestimmt, nicht nur für Theologen, sondern überhaupt für Missionsfreunde verständlich zu reden. Die Ausführungen sind so, daß der bibelkundige Missionsfreund sowohl ihrem Zusammenhange wie ihren entscheidenden Behauptungen zu folgen und sich sein Urteil darüber zu bilden in der Lage sein wird.

Acht Monate in Südafrika.

Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine

von

Ch. Buchner †.

Mit einer Kartenskizze. 1,60 M., geb. 2,20 M.

Buddha
Mohammed
Christus

ein Vergleich

der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen

von **Robert Falke.**

2 Bände zus. geb. 7 M.

I. darstellender Teil: Persönlichkeiten. 3. verb. Aufl. 3,40 M., geb. 4 M.
II. systematischer Teil: Religionen. 2. Aufl. 3 M., geb. 3,60 M.

Deutsche Lehrerzeitung: Seit langer Zeit haben wir kein wissenschaftliches und doch allgemein verständlich geschriebenes Buch mit gleichem Interesse gelesen wie dieses. Auch ist uns seit lange kein Buch begegnet, das in gleichem Maße einem der dringendsten Zeitbedürfnisse entsprechen dürfte ... Es ist von dem größten Wert und kann nicht dankbar genug begrüßt werden, einmal die drei größten Religionen der Welt und ihre Stifter in gründlicher Weise und nach allen Seiten hin zum Vergleich nebeneinander gestellt zu sehen ... Nicht bloß selbst wolle man von dem Inhalt des bedeutsamen Buches Kenntnis nehmen, sondern es sich auch angelegen sein lassen, dasselbe anderen in die Hände zu geben. In allen Ständen, unter hoch und niedrig, reich und arm sollte es gelesen werden, ganz insonderheit von denen, die da meinen, sich ihrer Bildung rühmen zu dürfen. Auch dafür sollte gesorgt werden, daß das Buch allen Lehrer-, Synodal- und Volksbibliotheken einverleibt würde, so daß es allen Schichten der Gesellschaft zugänglich würde. Eine solche Lektüre ist wahrhaft bildend. Auch Innere Mission kann nicht besser betrieben werden als durch Verbreitung derartiger Lektüre. (Aus einem längeren Aufsatz.)

Ferner erschien von demselben Verfasser:

Zum Kampf der drei Weltreligionen

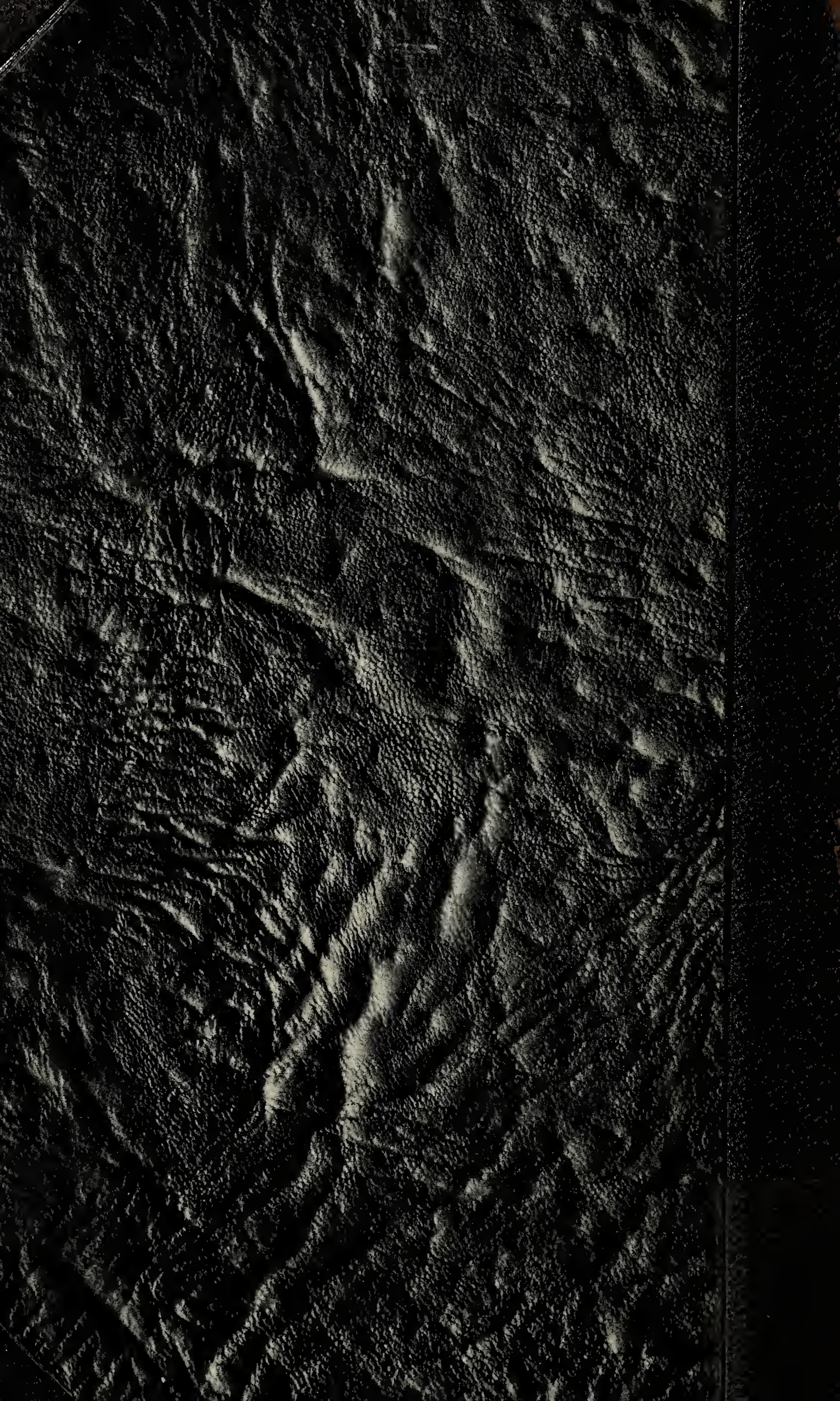
(Buddhismus, Islam, Christentum). Ein Katechismus für wahrheitsuchende Leute. 1 M., geb. 1,50 M.

Erschien bereits in japanischer und ungarischer Übersetzung.

Preisermäßigung der alten Jahrgänge der

Allgemeinen Missionszeitschrift.

1876. 1877. 1881—1895 (17 Bände) **40 Mark.**
Einzelne Bände à 3 M., bei gleichzeitiger Abnahme von 4 Bänden 10% Rabatt. Ein Exemplar 1896—1901 für **25 Mark.**

Ein vollständiges Expl. 1874—1904 (31 Bände) mit Repertorium zu Band 1—25 **100 Mark.**

Das Repertorium von P. Ph. Horbach allein kostet 7 M., geb. 8 M.